



Zentrum für evangelische
Gottesdienst-
und Predigtkultur

Predigtreihe: Zivile Seenotrettung

in Zusammenarbeit
mit United4Rescue



Editorial

Predigt ist öffentliche Wortverkündigung. Ein Ort, an dem, wie Sandra Bilts schreibt, „Gleichgültigkeit nicht das letzte Wort behält“. In diesem Heft werden 17 Predigten von Menschen aus ganz unterschiedlichen Orten und mit ganz unterschiedlichen Arbeitskontexten veröffentlicht. Ich habe sie gefragt, ob sie jeweils aus ihrer Perspektive eine Predigt zu einem biblischen Text verfassen, in der die Situation von Geflüchteten im Mittelpunkt steht. Die Predigten helfen, den Standort zu bestimmen, es geht um eine geistliche Positionierung im Protestantismus.

Es sind berührende, sanfte, starke, mutige Worte, die diese Predigten finden. Sie erinnern anhand biblischer Texte, an das Schicksal, das schon seit Urzeiten mit Flucht und Vertreibung verbunden ist. Die öffentliche Wortverkündigung sucht theologische Stimme und geistliche Sprache um die Seenotrettung öffentlich

zur Sprache zu bringen: von Jan Janssens Insulanerblick auf die Apokalypse bis zu Constanze Broelemanns Bild von „Flügeln der Hoffnung“, von Henry Schwiers mahnen der Aufforderung zur Großzügigkeit bis zu LauraChristin Krannichs eindrücklicher Bitte um Empathie – jede Predigt verbindet Schriftauslegung mit konkretem Mitgefühl. Sie erinnern: Glaube geht nicht auf Distanz, sondern ist Dienst; Predigt ist nicht nur Wort, sondern führt auch ins Handeln.

Diese epd-Dokumentation ist für den Gebrauch erstellt. Es lädt Gemeinden ein, zivile Seenotrettung als Ausdruck von Nächstenliebe und als Zeugnis einer Kirche, die Leben rettet, zu verstehen und die geistliche Sprache in der Kirche so zu vertiefen, dass sie den einfachen Parolen politischer Reden widersteht.

Anne Brisgen

Inhalt:

Predigtreihe zivile Seenotrettung

► Pastorin Prof. Dr. Sandra Bils: Vorwort	4
► Jan Janssen: Wer sind die? Du weißt es! (Offb 7, 9-17)	5
► Henry Schwier: Sechs Ansagen von Gott. (5. Mose - Dtn - 15, 7-11)	8
► Dr. Fabian Vogt: Flucht nach vorne! Als Jesus nach Ägypten zog. (Mt 2, 13-15)	10
► Constanze Broelemann: Flügel der Hoffnung. (Ps 55, 2-8)	13
► Prof. em. Dr. Heinrich Bedford-Strohm: Die Ohnmacht überwinden und Mensch werden. (Jes 16, 1-5)	14
► Tobias Bilz: Qualitätscheck zum Leben. (1. Thess 5, 21 // Jahreslosung 2025)	17
► Josephine Furian: Wie wollen wir leben? (Röm 12, 9-20)	19
► Dr. Florence Häneke: Schafft Recht! Klagen-Beklagen-Anklagen. (Ps 82, 1-4)	21
► Dr. Laura-Christin Krannich: Empathie für die Namenlosen. (2. Sam 4, 1-4)	24
► Bruder Andreas Knapp: Kennst Du den Fremden in Deiner Mitte? (2. Mose - Ex - 1, 1-10)	27
► Matthias Ristau: Der Streik der Harfen und traurige Lieder, die Mut zum Widerstand geben. (Ps 137, 1-6)	29
► Stephanie Hecke: Schwellen-Momente. (Lk 4, 16-30)	31
► Alexander Höner: Der Frieden ist tot. (1. Mose - Gen - 8, 21.22)	34
► Dietlind Jochims: Flüchtlingsrequiem. (Jes 58, 6-10)	35
► Henning Kiene: In den Augen eines neugeborenen Kindes spiegelt sich das Wunder des Lebens. Zwei Miniaturen zu Heiligabend	38
► Dr. Stephan Schaede: Macht's wie Gott. Werdet endlich Mensch! (5. Mose - Dtn - 28, 65-67)	40
► Dr. Nora Schmidt: Die Welt zusammenfügen. (Offb 21,5 // Jahreslosung 2026)	42
► Ansgar Gilster: Vier Schiffe – von uns, von euch, von allen – Die Geschichte von United4Rescue	45
► Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	48

Vorwort

*Pastorin Prof. Dr. Sandra Bils, Gründungsmitglied und Vorstandsvorsitzende
United4Rescue – Gemeinsam Retten e.V.*

Diese Predigten sind aus einer Situation heraus entstanden, die nicht loslässt. Seit Jahren ertrinken Menschen im Mittelmeer. Wir kennen die Bilder: überfüllte Boote, hoher Wellengang, Rettungsschiffe, die versuchen zu tun, was selbstverständlich sein müsste. Seit 2014 sind im Mittelmeer über 30.000 Menschen ertrunken, die Dunkelziffer ist wahrscheinlich noch deutlich höher. Hinter dieser Zahl stehen Menschen mit Namen, mit Geschichten und mit Familien und Freunden, die sie liebten. Menschen. Sie flohen, weil das Elend zuhause größer war als die Angst vor dem Meer.

Und trotzdem: Genau diese Selbstverständlichkeit der Mitmenschlichkeit wird immer wieder in Frage gestellt. Zivile Seenotrettung wird kriminalisiert. Rettungsschiffe werden bürokratisch festgesetzt. Die Arbeit derer, die helfen wollen, wird behindert. Die Predigtsammlung widerspricht dieser Gleichgültigkeit. Nicht laut, nicht polemisch. Aber klar und beharrlich, so wie das Evangelium es ist.

Hintergrund der Predigtreihe

Anlass für die Sammlung der Predigten ist die EKD-weite Kollekte zugunsten von United4Rescue und damit der Unterstützung der zivilen Seenotrettung im Mittelmeer. Eine Kollekte ist mehr als nur eine Geldsammlung. Sie ist ein Bekenntnis, dass Nächstenliebe nicht an EU-Außengrenzen enden darf. Seit 2020 konnten allein durch die vier Bündnisschiffe von United4Rescue über 10.000 Menschen aus akuter Lebensgefahr gerettet werden.

Das Zentrum für evangelische Gottesdienst- und Predigtkultur (ZfGP) hat für diese Sammlung 17 Predigten zusammengestellt und homiletisch begleitet. Dafür gilt besonders Pfarrerin Anne Brisgen ein aufrichtiger Dank, für die theologische Sorgfalt und für das Vertrauen, dass die Predigt ein Ort sein kann, an dem Gleichgültigkeit nicht das letzte Wort behält.

Dank gilt selbstverständlich auch den Verfasserinnen und Verfassern der Predigten. Ausgehend von prophetischen Texten, Psalmworten,

Evangeliumsgeschichten und Briefen des Neuen Testaments zeigen sie, wie tief die biblische Tradition von der Frage durchzogen ist, wie Menschen miteinander leben können. Wer die Bibel liest, begegnet immer wieder Menschen, die unterwegs sind: vertrieben, auf der Suche nach Schutz, auf der Suche nach einem Ort zum Leben und auf der Flucht vor Gewalt und Krieg. Das ist kein historisches Randthema, sondern schlägt eine Brücke mit Relevanz und Alltagsbezug in unser Heute.

Die vorliegenden Predigten lassen sich vielfältig nutzen: als Vorbereitung auf Predigtsonntage, als Grundlage für Andachten und Gemeindeabende, als Impuls für Konfirmandengruppen oder Bibelkreise. Dazu ergänzend hat United4Rescue das Materialheft »Zivile Seenotrettung im Fokus. Informationen und Materialien für die Gemeindearbeit« mit weiteren liturgischen Texten, Gebeten, Hintergrundinformationen und Bildungsmodulen für Jugendliche zur Verfügung gestellt.

Eine theologische Perspektive zum Schluss

Die Frage der Seenotrettung berührt das Herz des Evangeliums: »Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen« (Mt. 25,35). Wer dieses Jesus-Zitat ernst nimmt, kann das Leiden von Menschen auf der Flucht nicht als fernes Problem betrachten.

Nächstenliebe beginnt nicht mit einer moralischen Pflicht, sondern mit der Wahrnehmung, im anderen Menschen ein Leben zu sehen, das Gott unendlich wertvoll ist.

Nächstenliebe ist nicht unbedingt eine moralische Forderung, sondern eine praktische Art und Weise, die Welt zu sehen: im anderen Menschen, jemanden zu erkennen, dessen Leben vor Gott unendlich wertvoll ist.

Mögen all diese wertvollen Texte dazu beitragen, dass Gleichgültigkeit nicht das letzte Wort behält. Wir hoffen, dass sie Mut machen, hinzusehen, zu beten, zu handeln. Und darauf zu vertrauen, dass all diese kleinen Schritte Ausdruck einer größeren Hoffnung sind. 

(1) Wer sind die? Du weißt es! (Offb 7, 9-17)

Jan Janssen, Inselpastor auf Wangerooge

(Lesung der Perikope geht Predigt voraus)

I. Was hier wie eine wahnwitzige Vision auf unsere Wirklichkeit trifft, gibt an einem Sonntagmorgen spektakulär zu staunen. Eine im Predigtalltag vollkommen unbekannte Szene, es sei denn der Tag des Märtyrers Stephanus wird tatsächlich einmal begangen. Wer jedoch der Weihnachtsgemeinde am zweiten Feiertag nicht die Stimmung verderben will – ausgerechnet mit einer Steinigung – lässt diese apokalyptische Szene des Sehers Johannes besser an Werktagen mit konkreten Nachrichten korrespondieren. Immerhin: Mit Johannes kommt in dieser Szene endlich ein echter Insulaner zu Wort. Davon gibt es nicht viele in der Bibel! Küstenkinder? Ja, eine ganze Menge. Ziemlich viele Hafenkenner sogar wie Paulus. Dazu reichlich Leute aus Cäsarea, Korinth, Ephesus, Sarepta, Sidon und so weiter. Rund um's Mittelmeer eben. Aber Inselkinder bleiben echte Ausnahmeerscheinungen. Nur ein Apostel stammt von der Insel Zypern, Josef Barnabas. Und noch einige Namenlose. Und nochmal immerhin: Ihre Gastlichkeit wird erwähnt. Und für sie gilt: ihre Gemeindegarbeit wird erfolgreich genannt (Apg 4,36; 11,20f; 21,16).

Auch von Johannes wissen wir recht wenig. Beschrieben wird schlicht, dass er predigt, für Gottes Wort eintritt, Jesus bezeugt. Offenbar Grund genug, ihn auf die griechische *Insel Patmos zu verbannen* – nahe vor der Küste der heutigen Türkei (Offb 1,9). Verbannung – das klingt nach *Alcatraz*. Tatsächlich sind Inseln oft als Gefängnisse genutzt worden, wo oft nicht nur Verbrecher, wo gerade Verfolgte isoliert wurden: Nelson Mandela auf *Robben Island*. Mikis Theodorakis auf der *Insel Makronisos*. Auf *Deer Island*, vor Boston gelegen, waren es im 17. Jahrhundert viele einheimische »Indianer«. Auf der *Haifischinsel* vor Namibia noch im 20. Jahrhundert Menschen aus den Völkern der Herero und Nama. Sie wurden dort von deutscher Kolonialmacht grausam gequält ...

Patmos steht also nicht für einen schönen Inselesommer. Eher für die heutige Situation so mancher Inseln in der Ägäis und im Mittelmeer. Wer da gestrandet ist, fühlt sich einerseits tatsächlich verbannt. Wer da gelandet ist, ist andererseits für's Erste gerettet. Doch dann? Und nun? Zum Ausharren verdammt. Von solch einem begrenz-

ten Ort gibt es kein Wegkommen, kaum Bewegungsfreiheit, schon gar keine lockere Mobilität.

Bereits erste Andeutungen, erst recht spätere Klagen von ihm gegen Rom zeigen: Johannes weiß, was Verfolgung bedeutet. In *Bedrängnis*, so heißt es zu Beginn. Aber ebenso: *Standhaft bleiben!* So setzt dieses biblische Buch am Ende noch Zeichen. Es zeigt: Christenmenschen gehören an die Seite derer, die leiden und flüchten. Auf keinen Fall dürfen sie gemeinsame Sache mit rassistischen Ausgrenzern machen. Solidarisch hat es Johannes von der Insel aus den Menschen in sieben Gemeinden am Festland zugerufen: Ich bin *mit euch zusammen* ... Ich habe *mit euch Anteil* ... (1,9)

Das alles sind durchaus wichtige Vorzeichen zum Verstehen dessen, was dann kommt. Damit wir nicht allzu schnell die Nase rümpfen, erst recht nicht spotten über das, was dem folgt: Visionen, Bilder, Worte – die uns alle fremd vorkommen, unverständlich, dramatisch. Aber sie kommen eben aus den Erfahrungen von Angst und Bedrängnis. Und sie setzen ihre fast verzweifelte, letzte Hoffnung auf Gott. Uns dagegen – die wir uns aussuchen können, auf einer bequemen Insel zu leben oder dort ein paar Ferientage zu buchen – uns rückt das Leiden von Menschen anderswo leicht in weite Ferne. Wo bei uns alles so sortiert zugeht, erscheinen Johannes' Worte und Visionen bald überdreht. Wir meinen, es sei doch bloß Begeisterung, die da mit ihm durchgehe ...

II. Nun also – nach der Anfangsvision von der Menschengestalt als Lichtgestalt (Off 1,12-20), nach den sieben Gemeindebriefen von der Insel ans Festland (Off 2 und 3), nach den himmlischen Einblicken durch eine offene Tür (Off 4), nach dem Blick auf das Buch mit den sieben Siegeln (Off 5), nachdem sechs so geöffnet werden (Off 6), dass einem Sehen und Hören fast wieder vergehen – nun also Visionen (Off 7), die sich noch auf das sechste Siegel beziehen. Zuerst werden da Menschen *versiegelt*, also geschützt, die dem *Volk Israel* angehören. Ihre Zahl (12 mal 12 mal 1000) verstehe ich so: vielmals viele, wenn nicht sogar alle. Selbst vor Naturgewalten werden sie geschützt. Windstille kehrt ein, Meeresflut ruht. Während derer entsteht kein Schaden, weder zu Lande noch zu Wasser (Off 7,1-8).

Sodann kommen da Menschen aus *allen Völkern* zusammen, ohne Zahl, in der ganzen Vielfalt ihrer Herkunft und Gemeinschaften, Sprachfamilien und Prägungen (7,9a). Vor Gott kommen sie an – *vor dem Thron*, also mit Zugang zum Allerheiligsten – mit Herzensnähe zum *Lamm*, also zu Jesus. *Weiß* gekleidet – reinlich wie in Windeln gewickelte Kinder – abgewaschen wie in Leinen geborgene Tote – unbeschrieben wie weißes Papier – hell wie vom Licht beschienen. *Mit Palmzweigen in ihren Händen* – mit Hoffnungsfarben geschmückt – mit Friedenszeichen gewappnet – mit Luftzügen erfrischt (7,9b). Auch diese Menschen aus aller Welt und von den Enden der Erde lassen ihre Stimmen lautwerden, suchen Heil bei Gott (7,10). Und werden von Engeln bestätigt und bekräftigt: *Amen*, so soll es sein. *Lob und Dank* sei Gott (7,11-12).

Wer sind die? Und woher? Wer so fragt, weiß die Antwort im Grunde selbst (7,13-14). Ahnt auf Anhieb, dass da weder Namen, Berufe noch geographische Daten gefragt sind. *Diese Menschen kommen aus einer großen Bedrängnis*. Also aus einem Herkunftsraum namens *θλίψεως* hier letztmals in der Bibel genannt, sonst wiedergegeben mit *Trübsal* oder *Angst*, mit *tribulation* (engl.), *verdrukking* (nl.) oder *völ lieden un nood* (platttdt.).

Bedrängnis – dieses Wort bündelt die breite biblische Leidenserfahrung von Menschen begrifflich. Nur eine Auswahl solch bedrängender Augenblicke sei hier aufgeführt: schon Josef und seine Brüder bekommen diesen Inbegriff von Not schmerzhaft zu spüren. Wechselseitig liegen dabei Tun und Erleiden nah beieinander. Die Geschwister bekennen da, wie ihr Anrichten von Angst gegenüber einem Einzelnen für sie selber Folgen hat: *Denn wir sahen die Angst seiner Seele, als er uns anflehte, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns* (Gen 42,21). Eine Erinnerung an beide *Bedrängnisse* – ausdrücklich sowohl des Einzelnen wie des gesamten Volkes – wird die Rede des Stephanus wörtlich aufnehmen (Apg 7,10-11).

■ Verse in Psalm 22 – von Israel wie von Jesus gebetet – empfinden Distanz und Druck, rufen Gott herbei und an die Seite solcher bedrängten Menschen: *Sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe* (Ps 22,12).

■ Der Prophet Jeremia rückt das Ergehen einer ganzen Gemeinschaft sehr nahe an die persönlichen Qualen einer werdenden Mutter während der Geburt. Beide Male wählt er Motive der

Selbstaufgabe und der Resignation, in der Menschen sich hängen lassen: *... unsre Arme sind uns niedergesunken; es ist uns angst und weh geworden wie einer Gebärenden*. (Jer 6,24). Auch einem König werden *die Hände niedersinken; ihm wird so angst und bange werden wie einer Frau in Kindsnöten* (Jer 50,43; vgl. Joh 16,21 + 33).

■ Ähnlich wie der Seher Johannes kennen vor allem das Matthäus- und das Markusevangelium apokalyptische Anzeichen. Bei ihnen allen geht es um *Bedrängnis oder Verfolgung um des Wortes willen* (Mt 13,21 | Mk 4,17), um nie zuvor und niemals noch erlebte Not (Mt 24,21 | Mk 13,19). Erfahrungen, die eine Welt ins Wanken bringen, welche die *Sonne verfinstern*, den *Mond verlöschen* und die *Sterne vom Himmel fallen lassen* (Mt 24,29 | Mk 13,24).

■ Menschen in den neutestamentlichen Gemeinden geraten unter Druck, Bedrohung, Drangsal. Das spiegelt sich in der Apostelgeschichte und in vielen Briefen. Aufgrund ihrer Not ergreifen Menschen die Flucht und streuen sich über alle Lande aus (Apg 11,19 u.a.). Ihre Bedrängnis wird zwar als Teil menschlicher Existenz gesehen, jedoch eingeordnet als begrenztes und überwindbares Durchgangsstadium (Apg 14,22; 20,22f; 2. Kor 4,17).

■ Gegenmittel zur Bedrängnis ist vor allem in den paulinischen Briefen die Geduld, die Hoffnung macht (Röm 5,3; 12,12; 2. Thess 1,4). Als tragende und überwindende Kraft wird zudem gegenseitiges Annehmen und Trösten empfohlen (2. Kor 1,4; 1. Thess 3,7; Phil 4,14), das sogar Freude freisetzen kann (2. Kor 7,4; 8,2). Der Seher Johannes betont sympathisch empathisch, die Bedrängnis anderer Menschen gut zu kennen (Off 1,9; 2,9f). Die endlich *versiegelten*, also geschützten, geretteten, angelandeten, angekommenen Menschen haben die große Bedrängnis hinter sich. Zuflucht wird im Haus Gottes sein, Schutz unter Zeltplanen (7,15). Eine wunderbare Vision, die alle Wüstenerfahrung und alles Ausgeliefertsein, alle Entbehrung und Austrocknung für endlich beendet erklärt. *Sie werden nie wieder unter Hunger oder Durst leiden. Weder die Sonne noch glühende Hitze werden sie quälen* (7,16). Spürbar, tröstlich und erfrischend begonnen hat das Behütetsein, das an die Fülle von Psalm 23 erinnert und diese doch mit einer Paradoxie herrlich auf den Kopf stellt: *Denn das Lamm wird ihr Hirte sein. Es wird sie zu Quellen führen, aus denen das Wasser des Lebens strömt* (7,17). Da ist Aufatmen, Erquickern und Fallenlassen, Eintauchen in Geborgensein, Trinken aus dem voll Ein-

geschenkt. *Denn du bist bei mir* (Ps 23,4). Da klingt bereits auf, was den Schlussakkord dessen bildet, was der Seher Johannes sieht, und was Kennzeichen eines neuen Himmels und einer neuen Erde ist: *Gott wird jede Träne von ihren Augen abwischen* (Off 21,4).

III. *Wer sind die?* Eine Frage, die bereits Esau seinem Bruder Jakob stellt (Gen 33,5), versöhnlich, angesichts von dessen Kindern, also seinen neuen Neffen und Nichten. Eine Frage, die ausgerechnet Vater Jakob an Sohn Josef richtet (Gen 48,8), als er seine Enkelkinder mehr ahnen als sehen kann, bevor er diese nächste Generation segnet. Eine Frage, die in neue Weite führt. So zentral: *Wer ist denn mein Nächster?* (Lk 10,29) *Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?* (Mt 12,48) So entwaffnend gefragt von Jesus: *Wer ist unter euch ...?* (Mt 7,9; Joh 8,7 u.a.). So verwundert gefragt von Menschen im Boot, was Jesu Handeln im Sturm bedeutet: *Wer ist der ...?* (Mk 4,41). So hoffnungsvoll gefragt von allen in der Stadt, die mit Palmzweigen in der Hand den Friedensstifter erwarten: *Wer ist der ...?* (Mt 21,10). *Wer sind die? Du weißt es!* So fremd uns die Menschen aus aller Welt scheinen, so fern sich die Szenen abspielen, so nahe rücken sie uns auf ihrer Flucht, in ihrer Gefährdung. Es ist zugleich ein Kontrast und eine Konsequenz, bei dieser Vision eines Insulaners an Menschen zu denken, die noch auf dem Weg zu den retten-

den Ufern Europas, zu den Rettungsinseln im Mittelmeer und zu den Rettungsschiffen von *United4Rescue* sind. Nach Jahren der Bedrängnis, Monaten der Entbehrung, Wochen der Trübsal, Tagen des Austrocknens und der Resignation. Die Nachrichten führen mir vor Augen, mit welcher Angst wie Josef sie uns als Geschwister anflehen. Wie sie sich in ihren Holzkähnen und Schlauchbooten von der Welt und von Gott verlassen fühlen müssen. Wie sie vor lauter Erschöpfung und Kraftlosigkeit nur noch der Resignation und Selbstaufgabe nahe sind. Wie alles, was ihre alte Welt ausmachte – auch das, was ihnen Wege in eine neue Welt versprach – nun Kopf steht, im Wind verweht und von Wellen verschlungen wird. Erst wenn sie ankommen, wenn sie mit ins Boot genommen und an Land willkommen sind, zeigt sich, dass Geduld, Hoffnung und Trost alle Bedrängnis verdrängen können. Wenn sie Zuflucht an Bord, unter Deck und bald auch unter Dächern finden. Wenn Rettungsdecken sie zwar selten weiß, aber oft goldfarben kleiden, vor Sonne schützen und gegen Kälte wärmen. Wenn sie allmählich, ganz allmählich zu spüren bekommen, dass es da Menschen aus allen Nationen, Stämmen und Völkern, Menschen aller Sprachen gibt, die helfen, Hunger und Durst zu stillen. Die für Frischwassertanks sorgen und für eine Portion Geborgenheit. Deren menschlichen Hände Gott anleitet, um Tränen abzuwischen von ihren Augen.



(2) Sechs Ansagen von Gott. (5. Mose - Dtn - 15, 7-11)

Henry Schwier, Fundraiser, Projektmanager und stellv. Leiter der Deutschen Seemannsmission e.V. in Hamburg

Liebe Gemeinde,

der heutige Text aus 5. Mose 15, 7-11 ist ein eindringlicher Aufruf zu Mitgefühl, Großzügigkeit und Verantwortung. Er fordert uns heraus! Er fordert uns heraus, unsere Haltung gegenüber Not und Armut zu reflektieren. Hören wir die Worte aus der Basisbibel:

7 Und wenn es doch einen Armen gibt, in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir gibt? Lebt dein armer Bruder bei dir in irgendeiner Stadt, dann mach dein Herz nicht hart! Verschließ deine Hand nicht vor deinem armen Bruder!

8 Öffne deine Hand für ihn! Leih ihm großzügig, so viel er braucht!

9 Pass auf, dass dein Herz nicht kühl berechnend denkt: Das siebte Jahr ist nah, dann muss ich ihm seine Schuld erlassen! Dabei schaust du deinen armen Bruder verächtlich an und gibst ihm nichts. Dann wird er sich deinetwegen beim HERRN beklagen und du wirst Schuld auf dich laden.

10 Gib ihm gern und mach kein saures Gesicht! Denn dafür wird der HERR, dein Gott, dich segnen - bei allem, was du tust und vorhast.

11 Es wird immer Arme im Land geben. Deshalb befehle ich dir: Mach deine Hand auf für deinen Bruder, der bedrängt und arm in deinem Land lebt!

Dieser Text spricht mit klaren Worten auch in unsere Zeit. Er ruft uns dazu auf, unser Handeln an Gottes Maßstäben auszurichten. Ich möchte Gottes Botschaft in sieben zentralen Punkten betrachten.

1. »Mach dein Herz nicht hart!« – Mitgefühl ist angesagt, keine Gleichgültigkeit

»Mach dein Herz nicht hart!« Diese Aufforderung trifft den Kern des Problems: Die größte Gefahr im Umgang mit Armut ist nicht der Mangel an Ressourcen, sondern der Mangel an Mitgefühl. Warum dieser Arme arm ist, wird nicht erklärt/thematisiert. Das ist zunächst gar nicht wichtig. Die Reaktion darauf ist wichtig: Ein hartes Herz

verschließt sich vor der Not anderer. Das ist eine Versuchung, die wir alle kennen. Und leichte Antworten kommen uns zu Hauf entgegen: Abschottung! Wir zuerst! Ich zuerst! Die anderen sind selbst schuld, die anderen sollen, müssten, könnten ...! Viele von uns denken vielleicht so ... aus Bequemlichkeit, aus Angst, aus Überforderung. Denn Armutsprobleme sind oft sehr komplexe Probleme! Meistens nicht einfach zu lösen.

Doch der Text erinnert uns daran, ja er mahnt uns: Der Arme ist dein Bruder, deine Schwester. Der Mensch in Not ist kein Fremder, er ist Teil unsere Weltgemeinschaft! Unser Lebensstandard hier in Deutschland ist so hoch, und wir leben immer noch auf Kosten der anderen – jener anderen, die Dinge und Waren möglichst billig produzieren, Rohstoffe, die unter menschenunwürdigen Bedingungen abgebaut werden, Produkte, die unter schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen für uns und zu uns transportiert werden. Weil wir alle es billig wollen! Diese Beziehung zu unseren Weltbrüdern und Weltwestern verpflichtet uns, hinzusehen und zu handeln. Aus Gleichgültigkeit wird persönliche Verantwortung!

2. »Öffne deine Hand!« – Großzügigkeit als Lebenshaltung

»Öffne deine Hand für ihn!« Diese Worte rufen uns zu einem Leben der Großzügigkeit auf. Es geht darum, nicht nur symbolisch, sondern ganz praktisch zu helfen. Großzügigkeit ist mehr als eine Tat – sie ist eine Haltung, die Gottes Liebe widerspiegelt. Großzügigkeit ist ein Spiegel unserer Beziehung zu Gott, denn Gott ist großzügig mit uns. Er gibt uns nicht nur das Nötigste, sondern segnet uns über die Maßen. Diese Großzügigkeit sollen wir weitergeben. Wer seine Hand öffnet, zeigt Vertrauen in Gottes Versorgung.

3. »Pass auf, dass dein Herz nicht kühl berechnend denkt!« – Egoismus ist doof

Ein besonders herausfordernder Teil des Textes ist die Warnung: »Pass auf, dass dein Herz nicht kühl berechnend denkt: »Das siebte Jahr ist nah, dann muss ich ihm seine Schuld erlassen!« Diese Worte entlarven eine Haltung, die auch uns vertraut sein könnte. Es ist die Versuchung, Hilfe an

Bedingungen zu knüpfen, sie strategisch oder egoistisch zu betrachten.

Das siebte Jahr, das hier erwähnt wird, war das sogenannte Erlassjahr, in dem alle Schulden erlassen wurden. Für viele Menschen damals mag es verlockend gewesen sein, kurz vor diesem Jahr nichts mehr zu leihen, um keinen Verlust zu erleiden. Doch der Text macht klar: Eine solche Haltung ist nicht nur lieblos, sondern auch sündhaft. Sie widerspricht dem Geist Gottes, der uns zu bedingungsloser Liebe und Großzügigkeit aufruft.

4. »Gib ihm gern und mach kein saures Gesicht!« – Geben macht Freude

Gott fordert nicht nur, dass wir geben. Er fordert sogar, wie wir geben: »Gib ihm gern und mach kein saures Gesicht!« Unsere Haltung beim Geben ist entscheidend. Ein widerwilliges Herz macht das Geben zu einer Pflicht. Doch ein freudiges Herz spiegelt Gottes Großzügigkeit wider und schenkt Segen – für den Geber und den Empfänger. Geben soll aus Freude geschehen, aus einem Herzen, das von Gottes Liebe erfüllt ist. Diese Freude ist ansteckend: Sie berührt nicht nur den, der empfängt, sondern auch den, der gibt. Und sie macht sichtbar, dass Gottes Liebe in der Welt wirkt. Ich hoffe, dass wir alle schon einmal diese Erfahrung gemacht haben, die freudige Resonanz beim Beschenken wahrzunehmen – und unser Gefühl dabei: Unser Herz hüpfte vor Freude. Spürbar!

5. »Es wird immer Arme im Land geben.« – Realismus und Verantwortung

»Es wird immer Arme im Land geben.« Das ist ein realistischer Blick auf die Welt. Diese Aussage ist kein Grund zur Resignation, sondern ein Aufruf zur Wachsamkeit. Armut wird immer Teil dieser Welt sein. Doch gerade deshalb sind wir in der Verantwortung, nicht nachzulassen. Es geht nicht darum, die Welt allein zu verändern, sondern dort zu handeln, wo Gott uns hingestellt hat. Dieser Realismus ist tröstlich und herausfordernd zugleich. Er nimmt uns den Druck, alle Probleme lösen zu müssen, und ermutigt uns, im Kleinen zu handeln – dort, wo wir die Möglichkeit haben, einen Unterschied zu machen. Und diesen Unterschied haben wir bei jedem Einkauf, jeder Bestellung in der Hand.

6. Die Verheißung des Segens

»Denn dafür wird der HERR, dein Gott, dich segnen - bei allem, was du tust und vorhast.« Gottes Segen ist keine Belohnung, sondern eine Zusage, ein Geschenk Gottes an uns. Wenn wir mit offenen Herzen und Händen leben, erfahren wir Gottes Nähe und seine Güte. Dieser Segen zeigt sich in Frieden, Freude und gelingenden Beziehungen – ein Segen, der weit über materielle Dinge hinausgeht. Dieser Segen zeichnet sich auch dadurch aus, dass er uns ermutigt: Aufzustehen gegen Parolen und Hetze, Aufzustehen gegen Rassismus und Vorurteile, Aufzustehen für ein menschenwürdiges Leben aller Menschen auf dieser Welt.

7. Was bedeutet das für uns heute?

Wie können wir diese Botschaft in unserem Leben umsetzen? Armut zeigt sich heute in vielen Formen: materieller Mangel, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit, ungerechter Verteilung auf dieser Welt, mangelnden Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung. Unsere Aufgabe ist es, aufmerksam zu sein und praktisch zu handeln: Hin hören und Hin sehen: Wer in unserer Umgebung braucht Unterstützung? Wo können wir helfen? Wie beeinflussen und berühren meine Bedürfnisse die Lebens- und Arbeitsbedingungen der anderen Menschen auf dieser Welt?

Großzügig geben: Ob Zeit, Geld oder Zuwendung – alles, was wir teilen, kann ein Segen sein. Für Gerechtigkeit eintreten: Armut hat oft strukturelle Ursachen. Armut entsteht oft dadurch, dass Macht missbraucht wird. Wir sind aufgerufen, auch politisch und gesellschaftlich aktiv zu werden.

Ein Leben der Großzügigkeit

Liebe Gemeinde, dieser Text aus 5. Mose 15 zeigt uns, wie Gottes Liebe in der Welt sichtbar wird: durch unsere Herzen, die nicht hart werden, und durch unsere Hände, die sich öffnen. Möge Gott uns die Kraft geben, mit Freude zu geben, mit Mut zu handeln und mit Vertrauen zu leben. Denn wo wir Großzügigkeit leben, wird Gottes Reich sichtbar - hier und jetzt. Denn wo wir geben, da wird Gottes Liebe sichtbar. Und wo Gottes Liebe sichtbar wird, da geschieht Heilung - für uns, für die Menschen um uns und für die Welt. Gegen die scheinbare so deprimierende Wirklichkeit dieser Welt - da wirkt Gottes Wort - und wir sollen seine Hände sein. Amen. 

(3) Flucht nach vorne! Als Jesus nach Ägypten zog. (Mt 2, 13-15)

Dr. Fabian Vogt, Theologe, Schriftsteller und Kabarettist

Die Mitglieder der koptischen Kirche, also die Christinnen und Christen in Ägypten, lieben es zu feiern: Zum Beispiel, dass sie eine der ältesten Kirchen der Welt sind ... dass sie vom Evangelisten Markus persönlich gegründet wurden ... dass sie bis heute einen eigenen Papst haben ... vor allem aber: Dass Jesus bei ihnen leibhaftig zu Besuch war. Was ja nicht viele Länder von sich sagen können. Ja, Jesus war in Ägypten. Seine einzige Fernreise. Und das wird in Ägypten groß gefeiert.

Tatsächlich sind die Feste im Zusammenhang mit den »Reisen der Heiligen Familie« – die am Nil übrigens mit den Muslimen zusammen gefeiert werden – so prägend für dieses Land und diese Kirche, dass sie 2022 von der UNESCO in die »Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit« aufgenommen wurden: »Die Feste zu den Reisen der Heiligen Familie«. Verrückt, oder?

Dabei wissen wir: Die Reise Jesu nach Ägypten war weder ein Wochenendtrip noch eine Pauschalreise zum Schnorcheln in Hurghada. Das war eine Flucht. Maria und Josef fliehen mit ihrem Kind nach Ägypten, weil Jesus in seiner Heimat der Tod droht. Hören wir uns dazu noch mal den Text der biblischen Erzählung an:

Als die Weisen aus dem Morgenland wieder gegangen waren, erschien Josef im Traum ein Engel, der ihm sagte: »Steh auf! Nimm das Kind und seine Mutter und flieh mit ihnen nach Ägypten. Bleib' dort, bis ich dir etwas anderes sage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten.« Da stand Josef mitten in der Nacht auf und floh mit dem Kind und seiner Mutter nach Ägypten. Dort blieb er, bis Herodes gestorben war. Weil sich das erfüllen sollte, was Gott durch seinen Propheten verheißt hatte: »Ich habe meinen Sohn aus Ägypten gerufen.«

(Mt 2, 13-15)

Das Erstaunliche ist: Diese drei Bibelverse enthalten alle Elemente, die nach Artikel 16a des Grundgesetzes nötig sind, damit ein Mensch Asyl erhält: »Asylberechtigt und politisch verfolgt ist eine Person, die im Fall der Rückkehr in ihr Herkunftsland einer schwerwiegenden Menschenrechtsverletzung ausgesetzt sein wird, ohne eine Fluchtalternative innerhalb ihres Herkunftslandes zu haben.«

Passt: Josef erfährt mitten in der Nacht, dass seinem Kind aus religiös-politischen Gründen die Ermordung droht, er bricht mit seiner Familie fluchtartig auf – und bleibt im Exil, bis die Gefahr in seinem Herkunftsland vorüber ist. Wobei klar ist: In Israel wäre Jesus vor den Soldaten des Königs Herodes nirgendwo sicher gewesen.

Interessant ist, wie diejenigen, die diese Geschichte später aufgeschrieben haben, sie deuten und in größere theologische Zusammenhänge einordnen. Ich zeige einfach mal drei Deutungsperspektiven, die uns helfen, tiefer in die Bedeutung dieser Ereignisse einzusteigen.

Die Flucht nach Ägypten ist ... eine Sternstunde der Geschichte

Klar. Ägypten ist ja nicht irgendein Land. Ägypten ist das Land des Exodus. Das Land, aus dem die Israeliten aus der Sklaverei geflohen sind. Sie erinnern sich: Mose zieht mit den versklavten Stämmen vom Nil durchs Rote Meer bis zum Sinai und später ins »Gelobte Land«, also nach Kanaan. Für jede Israelitin und jeden Israeliten ist Ägypten deshalb bis heute ein Symbol, ein Sinnbild für den Beginn eines Weges in die Freiheit. Das Beste, was dem Volk Israel je widerfahren ist: die Befreiung, die jedes Jahr im Pessach-Fest gefeiert wird. Das heißt: Jesus zieht genau den gleichen Weg später wieder. Mit ihm beginnt eine neue Freiheit. Deshalb gilt auch:

Die Flucht nach Ägypten ist ... eine Verheißung des Propheten

Wir haben das im Predigttext gehört: »Gott hat durch seinen Propheten verheißt: »Ich habe meinen Sohn aus Ägypten gerufen.« Das ist ein Vers von Hosea, in dem es heißt: »Als Israel jung war, gewann ich es lieb, und aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.« (Hos 11,1) Mit dem »Sohn Gottes« ist also gar nicht Jesus gemeint, sondern das Volk Israel, dass für Gott wie ein Kind ist. Jetzt könnte man diese Übertragung auf Jesus eine kulturelle Aneignung nennen, für den Autor ist aber vor allem wichtig: Diese Reise ist kein Zufall, sie wurde vor Jahrhunderten angekündigt und zeigt, dass in Jesus die Geschichte Gottes mit seinem Volk weitergeht. Dann kommt:

Die Flucht nach Ägypten ist ... eine Heiligung des Geflüchteten

Das steht nicht direkt in den Versen unseres Textes, aber es gibt viele apokryphe Texte – Texte, die nicht in die Sammlung der biblischen Schriften aufgenommen wurden –, die davon erzählen. Nach dem »Pseudo-Matthäus-Evangelium« hat Jesus in Ägypten schon als Kleinkind Wunder vollbracht, Drachen sind vor ihm niedergefallen und eine Dattelpalme hat sich vor Maria verneigt. Nach dem »Arabischen Kindheitsevangelium« wankte nicht nur die Erde, als Jesus kam, es stürzten auch ägyptische Götterbilder ein. Und vieles mehr. Liest sich sehr unterhaltsam. Gemeint ist aber: Schon auf dieser Reise zeigt sich, dass Jesus Gottes Sohn ist und Heil bringt.

Stellen wir uns doch mal einen Moment vor, Jesus hätte heute gelebt. Auch dann hätte gegolten, was United4Rescue, das Bündnis für zivile Seenotrettung, sagt: Es »ist ein Gebot christlicher Nächstenliebe, Menschen, die aus ihren Heimatländern vor Krieg und Elend fliehen, zu helfen und Menschenleben zu retten.« Das ist es.

Und jetzt stellen wir uns vor, an der ägyptischen Grenze oder bei der Bootsfahrt entlang der Mittelmeerküste wäre das passiert, was heute vielen Geflüchteten passiert ... und nach dem Willen vieler migrationsfeindlicher Parteien bald Standard sein soll: Jesus wäre an der Grenze abgewiesen worden. Die Soldaten von Herodes wären per Handy über den Flüchtling informiert worden – sie hätten den Säugling erwischt und exekutiert. Ja, das ist ein Gedankenspiel. Aber eines mit Folgen.

Wäre das passiert, dann hätte es womöglich nie ein Christentum gegeben. Diese historische Spekulation klingt vielleicht übertrieben, aber mit jeder und jedem Geflüchteten, die oder der zurück in den sicheren Tod geschickt wird, endet eine Geschichte, ein Leben, eine Zukunft. Und das gilt auch für diejenigen, die beim Versuch, über das Mittelmeer zu kommen, ertrinken. Es klingt immer so anonym, wenn es wieder heißt: »Es sind 120 Menschen ertrunken.« Aber das ist keine anonyme Masse, das sind von Gott geliebte Individuen, und für sie – wie auch für uns – gilt genau das, was die Erzähler der Jesusgeschichte in dieser Flucht nach Ägypten gesehen haben: Auch wir sind eine Sternstunde der Geschichte, eine Verheißung des Propheten, eine Heilung des Geflüchteten. Was meine ich damit?

Wir können uns darüber echauffieren, dass der Autor die Fluchtgeschichte Jesu theologisch überhöht hat – wir können aber auch sagen: Darin stecken geistliche Kerngedanken, die das We-

sen des christlichen Glaubens auf faszinierende Weise auf den Punkt bringen. Schauen wir uns das mal genauer an.

Jede und jeder ist ... eine Sternstunde der Geschichte

Im ersten Petrusbrief steht der schöne Satz: »Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, damit ihr die Tugenden dessen verkündet, der euch aus der Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Licht.« (1. Petr 2,9) Nicht nur das Leben Jesu ist eine Sternstunde. Für Gott ist das Leben jeder und jedes einzelnen eine Sternstunde. Darum hören wir von ihm immer wieder: »Ich bin mit dir, weil du in meinen Augen unschätzbar und wertvoll bist.« (Jes 43,4) Und wenn die Flucht Jesu mit dem Weg der Israeliten in die Freiheit in Verbindung gebracht wird, dann gilt für uns die Zusage: »Zur Freiheit hat uns Christus befreit.« (Gal 5,1) Wir alle befinden uns auf dem Weg in die Freiheit und erleben den Exodus in unserem Alltag immer wieder neu. Hoffentlich!

Jede und jeder ist ... eine Verheißung des Propheten

Dem Autor der Fluchtgeschichte Jesu ist es ganz wichtig, darauf hinzuweisen, dass schon die Propheten diesen Weg vorhergesehen haben. Aber wenn die Prophezeiung ursprünglich dem Gottes Volk gilt, dann gilt sie doch für uns genauso. Und nicht nur das: Jesus sagt sehr deutlich: »Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibt, auf dass, worum ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.« (Jo 15,16) Sprich: Für uns alle gibt es eine Verheißung. Gott schreibt Geschichte mit jeder und jedem von uns. Und jede und jeder ist berufen, ein Leben zu führen, dass aus Unfreiheiten Freiheiten und aus Wüsten Gärten macht.

Jede und jeder ist ... eine Heiligung des Geflüchteten

Wir haben gesehen, wie wichtig es den apokryphen Evangelien ist, von den Wundertaten Jesu in Ägypten zu erzählen, also davon, dass die Anwesenheit Jesu heilsame Konsequenzen für die Menschen um ihn herum hat. Selbst als er noch ein kleines Kind ist. Die Botschaft dahinter lautet: Da, wo der Geist Gottes wirkt, passiert Heilung. Heilsames! Und auch das ist ein Gedanke, der durch Jesus später auf alle Menschen ausgeweitet wird. Wir alle sind eingeladen und aufgefordert, dieses heilbringende Tun fortzusetzen. Deshalb sagt Jesus ja: »Macht Kranke gesund, weckt Tote

auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch.«

(Mt 10,8)

Wenn es aber stimmt, dass wir in der Fluchtgeschichte Jesu derart grundlegende Ideale des Glaubens finden – und zugleich deutlich wird, dass die erwähnten Verheißungen ausnahmslos jedem Menschen gelten, dann können wir gar

nicht anders, als in jedem Geflüchteten einen Menschen zu sehen, auf dem Gottes Verheißung ruht. Oder aber, wie es der Bibeltext nahelegt: in jedem Menschen Jesus zu sehen. Und das heißt: in jedem Menschen Gott zu sehen. Wir sollten Gott nicht ertrinken lassen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen. 

(4) Flügel der Hoffnung. (Ps 55, 2-8)

Pfarrerin Constanze Broelemann, Schweiz

Die Stimme des Meeres

Das Mittelmeer hat viele Stimmen. Es flüstert sanft an Urlaubsstränden, es rauscht majestätisch an felsigen Küsten. Doch es schreit auch – mit einer Stimme, die wir nicht hören wollen. Es schreit mit den Stimmen jener Menschen, die auf überfüllten Booten ihre Hoffnung nach ein bisschen Leben in Frieden tragen. Ihre Schreie klingen wie ein Echo des uralten Psalms: »Mein Herz ängstet sich in meinem Leibe, und Todesfurcht ist auf mich gefallen.« Der Psalmist kannte das Meer wahrscheinlich nicht als unmittelbare physische Bedrohung, wie es alle die abertausenden Menschen kennen, die unermüdlich versuchen auf seeuntauglichen Holz- oder Gummibooten Europa zu erreichen. Wohl aber kannte er das Gefühl, in Todeswassern zu versinken. Er kannte die existenzielle Angst, die den Atem nimmt und das Herz rasen lässt. »O hätte ich Flügel wie Tauben, dass ich wegflöge und Ruhe fände!« – dieser Ausruf ist zeitlos. Und er verbindet sich mit der Angst in den Seelen all der Menschen, die heute in dunkler Nacht bei Wind und Wellen auf einem schwankenden Boot im Mittelmeer hocken und dieses flehende Gebet gen Himmel schicken.

Die Flügel der Taube

Der Psalmist sehnt sich nach den Flügeln einer Taube, damit er der Not entfliehen kann. Er braucht einen Ort, um Ruhe zu finden. Vielleicht sind die Rettungsschiffe der zivilen Seenotrettung wie diese Taubenflügel. Sie kommen in der Nacht und verkörpern Hoffnung, dass selbst in den dunkelsten Stunden Hilfe nahen kann. Sie tragen die dem Meer hilflos ausgelieferten Menschen fort auf die Decks ihrer Schiffe und geben ihnen ein bisschen Ruhe nach den Zumutungen der Flucht. Und nun frage ich Sie, frage ich uns: Wenn wir dem Psalmisten Flügel geben könnten, würden wir es nicht tun? Wenn wir seinem Schrei nach Rettung antworten könnten, würden wir nicht versuchen zu helfen?

Der Blick Gottes

»Gott, höre mein Gebet und verbirg dich nicht vor meinem Flehen.« Der Psalmist beginnt mit einer flehentlichen Bitte an Gott, ihn nicht zu übersehen. Diese Bitte spiegelt eine tiefe menschliche Sehnsucht wider: Gott möge die Übersehenen sehen. Die, die am Rand sind, diejenigen, die keine Privilegien haben. Ja, auch die Menschen, die sich todesmutig an der afrikanischen Küste in

seeuntaugliche Boote setzen, gehören dazu. Die, die nach Durchquerung von Wüste und Folter versuchen das für sie »gelobte Land« zu erreichen, um dann in den Fluten zu ertrinken oder in Europa unerwünscht zu sein. Die Hoffnung bleibt, dass Gottes Blick auch auf denen ruht, die niemand haben will. Wenn wir uns für die Seenotrettung aussprechen, dann nehmen wir diese Hoffnung auf den göttlichen Blick ein. Wir schauen nicht weg! Stattdessen versuchen wir die Würde der Menschen zu bewahren, indem wir sagen: jeder Mensch darf leben! Damit stellen wir uns gegen die Gleichgültigkeit, bei der das Leben von manchen Menschen weniger wert zu sein scheint als das von anderen.

Die Kraft der Hoffnung

Der Psalm endet nicht mit der Flucht. Er geht weiter mit Vertrauen trotz der Umstände. Er endet mit der Zuversicht, dass Gott trägt, auch wenn alles zu versinken droht. Diese Hoffnung ist keine naive Verdrängung der Realität, sondern eine Kraft, die uns bewegt, das Unmögliche zu wagen.

Trotz alledem!

Die zivile Seenotrettung ist ein Akt des Widerstands gegen die Gleichgültigkeit. Sie durchquert trotz Gegenwind aus Gesellschaft und Politik die Meere, um Menschen vor dem sicheren Tod zu retten, ein Bekenntnis zu einer Welt, in der jedes Leben zählt. Wir können beten – nicht als Ersatz für das Handeln, sondern als seine Quelle. Wir können für die Menschen auf der Flucht beten, für die Rettungskräfte. Und wir können für uns selbst beten, dass wir die Kraft finden, nicht gleichgültig zu werden. Wir können in unseren Gemeinden und Kommunen Räume der Gastfreundschaft schaffen.

Die Flügel entfalten

»O hätte ich Flügel wie Tauben« – dieser Wunsch des Psalmisten kann uns inspirieren, selbst zu Flügeln zu werden. Zu Menschen, die andere tragen. Zu einer Gemeinschaft, die schützt und birgt. Zu einer Kirche, die ein Zufluchtsort ist. Möge Gott uns die Kraft geben, das Richtige zu tun. Möge er uns Ohren schenken, die hören, Augen, die sehen, und Hände, die nicht müde werden zu helfen. Möge er uns Flügel schenken wie Tauben – nicht um zu fliehen, sondern um zu denen zu fliegen, die unsere Hilfe brauchen. Amen.

(5) Die Ohnmacht überwinden und Mensch werden. (Jes 16, 1-5)

Prof. em. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender des Weltkirchenrats (WCC)

Liebe Schwestern und Brüder!

Die Worte aus dem Buch des Propheten Jesaja sind uralt. Aber die Situation, die sie beschreiben, die kennen wir genau. Es ist Krieg in der Region rund um Israel im 8. Jahrhundert vor Christus. Moab, ein Nachbar Israels östlich des Toten Meeres und traditionell mit Israel durch eine Mischung aus verwandtschaftlicher Nähe auf der einen Seite und Konflikten und Rivalitäten auf der anderen Seite verbunden, ist in großer Bedrängnis. Das assyrische Reich breitet sich durch Angriffskriege aus, macht die Nachbarn tributpflichtig. Die Städte Moabs sind gefallen oder bedroht. In ihrer Not schicken sie symbolisch ein Tributgeschenk, ein Lamm, an das benachbarte Israel mit der Bitte um Asyl, um Schutz.

»Schickt Lämmer des Landesherrn von Sela durch die Wüste zum Berge der Tochter Zion!« Wie ein Vogel dahinfliegt, der aus dem Nest vertrieben wird, so werden die Töchter Moabs an den Furten des Arnon sein.«

Die Fliehenden ziehen Richtung Süden, über den Fluss Arnon, in der Hoffnung irgendwo sicher zu sein. Wie umherirrende Vögel sind sie, verlassen und schutzlos. Es ist das Zeugnis einer Flüchtlingskatastrophe, die sich da vor rund 2700 Jahren im biblischen Land abspielt. Sie handelt von Gewalt und Unterdrückung, von Autokraten, die über Leichen gehen, und vor allem: von so vielen verzweifelte Menschen, die dieser Gewalt, diesem Unrecht schutzlos ausgeliefert sind.

Es ist ein bedrängender Appell, dem der Prophet Jesaja eine Stimme gibt: »Gib Rat, sprich Recht, mach deinen Schatten am Mittag wie die Nacht; verbirg die Verjagten, und verrate die Flüchtigen nicht! Lass Moabs Verjagte bei dir herbergen, sei du für Moab eine Zuflucht vor dem Verwüster!«

Ja, wir kennen das nur allzu gut. Damals war es ein Prophet, der dem Leiden eine Stimme gegeben hat. Heute sind es Fernsehbilder, die uns aus aller Welt erreichen, die dieses Leiden in unsere Wohnzimmer bringen. Es ist erschreckend, wie sehr das damit verbundene Elend in jüngster Zeit zugenommen hat. Noch vor wenigen Jahren haben wir die ungeheure Zahl von 60 Millionen Flüchtlingen weltweit beklagt. Heute spricht das UNHCR, die Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen, von rund 120 Millionen Men-

schen, die aufgrund von Verfolgung, Konflikten, Gewalt, Menschenrechtsverletzungen oder dem kompletten Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung zur Flucht gezwungen sind. Die meisten davon sind Binnenvertriebene. Andere haben ihr Heimatland verlassen und suchen nun einen Ort, wo sie sicher sind. Die große Mehrzahl haben Zuflucht gefunden in Ländern, die selbst arm sind, die aber trotzdem den Schutz nicht verweigern. Ja, wir kennen das, was da aus den Worten des Propheten Jesaja herauspricht. Wir kennen die Bedrängnis, die darin zu spüren ist. Wir kennen die Verzweiflung, die aus ihnen herauspricht. Manchmal halten wir sie nicht mehr aus. Wollen sie ausblenden. Einfach nur in Ruhe leben. Uns damit abfinden, dass wir die Welt eben nicht retten können. Aber dann kommt sie doch, diese innere Unruhe, diese Störung tief in unserer Seele, die sagt: Schau nicht weg. Vergiss die Menschen nicht, die da jetzt so sehr in Not sind. Sie sind doch geschaffen zum Bilde Gottes, so wie Du. Unendlich kostbar. Auf ihrer Flucht schutzlos, bedroht, ausgeliefert. Du kannst sie doch nicht einfach in das Dunkel Deines Vergessens stoßen!

Liebe Schwestern und Brüder,

ich kenne dieses innere Selbstgespräch genau. Die Hilflosigkeit angesichts dieses schrecklichen Leids in der Welt. Das Verdrängen dieses Leids, weil man es einfach nicht mehr aushält.

So ist es mir immer wieder gegangen, als ich diese Bilder im Fernsehen gesehen habe, von den Menschen, die auf der Flucht im Mittelmeer ertrunken sind. Immer wieder habe ich das vor mir gesehen und mir gesagt: das kann doch nicht sein, dass das vor unseren Augen passiert – und es wird einfach hingenommen! Die Leiche eines kleinen Jungen wird an den Strand gespült, das Bild wird in alle Welt verbreitet wird – und nichts ändert sich! Europa schaut weiter zu, wie Tausende verzweifelter Menschen im Mittelmeer ertrinken! Das habe ich mir gesagt. Und habe mich dabei so ohnmächtig gefühlt. Aber dann habe ich die Menschen gesehen, die das nicht hinnehmen. Der neue Papst Franziskus – wir haben ihn eben begraben – reist auf seiner ersten Auslandsreise nach Lampedusa und spricht in die Ohren der Welt hinein das Wort von der »Globalisierung der Gleichgültigkeit« und ruft dazu auf, Menschlichkeit zu zeigen. Zivile Seenotretter

zeigen Mut und diese Menschlichkeit, indem sie das tun, was die europäischen Staaten verweigern, nämlich das schlicht Selbstverständliche: Menschen in Lebensgefahr zu retten.

Und in die Kirchen kommt Bewegung. Spitzenvertreter fahren nach Palermo. Besuchen das von den italienischen Behörden festgesetzte Seenotrettungsschiff *Seawatch 3*. Sandra Bilts sagt als Predigerin im Schlussgottesdienst des Dortmunder Kirchentags den Satz: »Man lässt niemanden ertrinken. Punkt!«. Die EKD gründet wenig später das Bündnis »United4Rescue – Gemeinsam retten« – zur Unterstützung der Seenotrettung. Und heute gehören ihm 960 Organisationen an – aus Deutschland und weit darüber hinaus. Über 10.000 Menschen helfen mit ihren Spenden. Und es macht einen Unterschied: Viele Tausend Menschen sind von den inzwischen vier Schiffen und einem Suchflugzeug, die das Bündnis unterstützt, gerettet worden.

Zusammen haben sie alle die Ohnmacht durchbrochen.

Wir wissen nicht, wie es den Menschen ergangen ist, für die Jesaja von 2700 Jahren die Stimme erhoben hat. Aber wir wissen, dass die Hoffnung, die er zum Ausdruck gebracht hat, nicht in den Wind gesprochen war, sondern konkrete Gestalt angenommen hat.

»Wenn der Bedränger ein Ende hat, der Verwüster aufhört und der Bedrucker aus dem Lande muss, dann wird ein Thron bereitet werden aus Gnaden, dass einer in Treue darauf sitze in der Hütte Davids und richte und trachte nach Recht und fördere Gerechtigkeit.«

Es ist die Hoffnung auf den Messias, die dem Volk Israel immer wieder Kraft gegeben hat, auch in den schweren Zeiten die Hoffnung nicht zu verlieren. Wir Christinnen und Christen glauben, dass diese Hoffnung in Jesus von Nazareth, dem gekreuzigten und auferstandenen Christus, menschliche Gestalt angenommen hat. Wir vertrauen darauf, dass wir in diesem Christus in die alte Hoffnung des Volkes Israels mit hineingenommen sind, dass am Ende nicht die Gewalt siegt, dass die Verzweiflung der Opfer nicht das letzte Wort ist, dass ihr Leiden nicht dem Vergessen anheimfällt, sondern ein neuer Himmel und eine neue Erde kommt, in dem kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz mehr ist, und alle Tränen abgewischt sind. Er hat die Armen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten, die hungert und durstet nach der Gerechtigkeit, die Barmherzigen,

die Sanftmütigen, die Friedensstifter seliggepriesen. Er hat sich an die Seite der Flüchtlinge gestellt und in seiner großen Vision vom Weltgericht gesagt: »Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen.« Der, von dem Jesaja sagt, er »trachte nach Recht und fördere Gerechtigkeit«, er ist es, auf den wir unsere Hoffnung setzen, er hat in seiner menschlichen Existenz gezeigt, dass ein Leben in der Liebe, ein Leben in der Barmherzigkeit, ein Leben in der Gerechtigkeit möglich ist. Und er hat über zwei Jahrtausende hinweg unzählige Menschen inspiriert, in seine Nachfolge zu treten und ihn in ihrem eigenen Leben zu bezeugen.

Was das bedeutet, hat Dietrich Bonhoeffer in einem Dreiklang beschrieben. Christliche Existenz heißt »Beten, Tun des Gerechten und Warten auf Gottes Zeit.« Im Beten reden wir mit Gott. Wir bringen wir unser Leid, unsere Ohnmacht, unsere unbeantworteten Fragen, unsere Hoffnung vor ihn. Und wir hören auf Gott. Wir hören auf Gott, um Klarheit, Richtung und Orientierung zu bekommen für unseren Weg. Im Tun des Gerechten bezeugen wir den, zu dem wir beten, in der Welt. Seine Liebe, seine Barmherzigkeit, seine Gerechtigkeit. Ohne das Tun des Gerechten gibt es kein echtes Beten. Der gleiche Prophet Jesaja, der dem Leid der Geflüchteten eine Stimme gibt, stellt an anderer Stelle mit scharfen Worten einen religiösen Kult bloß, der das Tun des Gerechten einfach ignoriert: »Wollt ihr das ein Fasten nennen« – sagt er – »und einen Tag, an dem der HERR Wohlgefallen hat? Ist nicht das ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: Lass los, die du mit Unrecht gebunden hast, lass ledig, auf die du das Joch gelegt hast! Gib frei, die du bedrückst, reiße jedes Joch weg! Heißt das nicht: Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht deinem Fleisch und Blut! Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HERRN wird deinen Zug beschließen« (Jes 58, 5-8).

Und später wird Jesus, inspiriert durch solche Worte, seine ganze Hebräische Bibel, und in Erfüllung der Messias Hoffnung, die sie zum Ausdruck bringt, sagen: »Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern und Schwestern, das habt ihr mir getan.« (Mt 25,40).

Was, wenn es wirklich Christus selbst ist, der auf Hilfe wartet, für ein würdevolles Leben in den

Armenvierteln und den Flüchtlingslagern dieser Welt? Was, wenn es wirklich Christus selbst ist, der droht im Mittelmehr zu ertrinken, weil Europa nicht hilft und sogar zivile Rettungsboote an der Hilfe hindert? Was, wenn es wirklich Christus selbst ist, der uns in einem Kind im Sudan, in Haiti oder auch in Gaza, begegnet, das nicht genug zu essen hat, um zu überleben?

Diese Fragen zu stellen und sich anrühren zu lassen von der Not Anderer, ist nicht der Katalysator für ein schlechtes Gewissen. Es ist das Gegenteil: Es ist der Türöffner für ein erfülltes Leben. Es ist der Weg zu Frieden und Geschwisterlichkeit. Das ist die Quelle der Heilung, denn »dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten.« Beten und Gerechtigkeit üben – das sind die ersten beiden Teile des Dreiklangs, um Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Und

das Dritte ist: das »Warten auf Gottes Zeit«. Ohne dieses Dritte könnte ich in diesen Tagen nicht leben. Wann, oh wann, hört dieses Leiden endlich auf!? Wann kommt all die sinnlose Gewalt an ihr Ende!? Wann können alle Kinder dieser Welt, die mit Tränen säen, endlich mit Freuden ernten und eine unbeschwerte Kindheit und ein Leben in Würde leben!? Das Warten ist schwer. Die Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Aber Gottes Zeit kommt. Dann hat der Bedränger ein Ende, der Verwüster hört auf und der Bedrucker muss aus dem Lande, dann wird ein Thron bereitet werden aus Gnaden, dass einer in Treue darauf sitze in der Hütte Davids und richte und trachte nach Recht und fördere Gerechtigkeit.«

Aus dieser Hoffnung leben wir.

AMEN.



(6) Qualitätscheck zum Leben. (1. Thess 5, 21 // Jahreslosung 2025)

Landesbischof Tobias Bilz, Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

Checker Tobi, so heißt eine Wissenssendung für Kinder, die seit 2013 mit großem Erfolg im Fernsehen läuft. Der Checker mit Namen Tobias Krell nimmt sich in jeder Folge ein konkretes Thema vor und erklärt es für Kinder im Grundschulalter einfach, aber mit tiefen Einblicken, die auch für mich interessant sind. Auch wenn der Checker inzwischen den Namen gewechselt hat – es geht immer darum, die natürliche Neugier von Kindern und Erwachsenen aufzugreifen und das, was man wissen kann, einem Check zu unterziehen. Das gibt Orientierung und Sicherheit.

Prüft alles, und behaltet das Gute. (1. Thess 5, 21)

So schreibt es Paulus im 1. Brief an die Gemeinde in Thessaloniki. Es ist das Bibelwort, das die Christenmenschen durch das Jahr 2025 begleiten soll.

Zunächst atmet dieser Satz eine große Freiheit:

Prüft alles!

Die Welt ist voller Wunder. Ein selbstbewusster Glaube darf neugierig sein. Er igelt sich nicht ein, sondern ist frei, mit allem in Kontakt kommen zu können. Er braucht keine Angst zu haben, sich mit falschen Ideen oder Gedanken zu verunreinigen. Er hat keine Scheu vor Menschen mit fremder Sprache, anderer Kultur oder ungewöhnlichem Lebensstil. Ein gläubiger Mensch lebt gern in der Welt, sucht ihre Wunder zu entdecken und sieht in allem und jedem Menschen ein wunderbares Geschöpf Gottes. Glaube führt in die Freiheit und zu einem sorgfältigen Umgang mit der geschaffenen Welt. Auch wenn der Glaube immer auch die Ewigkeit im Blick hat, ist er zunächst an diese Welt mit ihrer mehr oder weniger guten Beschaffenheit gewiesen.

Als Zweites lässt sich sagen:

Selbstbewusster Glaube befähigt zur Kritik; sich selbst und anderen gegenüber.

Ein anderes Bibelwort des Paulus kommt mir in den Sinn, wenn ich die Jahreslosung in mir klingen lasse: Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient dem Guten. (1. Kor 10, 23) Wieder ist da diese große Freiheit, die der Glaube schenkt. Habt

keine Berührungsangst, aber wertet und gewichtet auch, was euch im Wissen um die Botschaft Jesu tragfähig erscheint. Ich möchte es einmal so sagen: Was ist ewigkeitsrelevant? In einer alten Bibelübersetzung heißt es:

Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles »frommt«; d. h. nicht alles ist einem christusgemäßen Leben zuträglich. Wir leben in einer multioptionalen Welt. Es gibt viel mehr Möglichkeiten, als man verwirklichen kann. Es gibt viel mehr Angebote, als dass man sie sich leisten könnte. Und es gibt Weltanschauungen, die jenseits des christlichen Glaubens oder der etablierten Religionen gelebt werden können. Auch in anderen Religionen steckt viel Gutes; vielleicht sogar vieles, was christusgemäß wäre, auch wenn es andere Wurzeln hat.

Paulus jedenfalls traut seiner noch jungen christlichen Gemeinde sehr viel zu, wenn Sie denn im Geiste Jesu lebt und in seinem Sinne ihre Entscheidungen trifft. Der Heilige Geist Gottes wird das Gute letztlich erkennbar werden lassen. Deshalb ist eine Checker-Grundfrage: Was hätte Jesus getan? Ist das, was wir tun, in seinem Sinne? Entsprechen wir in unserer Weise zu leben, dem Willen Gottes? Paulus vertraut auch darauf, dass die Weisheit dazu nicht ein Einzelner aufbringen muss, sondern im Zusammenwirken vieler Menschen entsteht; vielleicht auch erst im konstruktiven Ringen darum.

Selbstbewusster Glaube bleibt gelassen. Das ist das Dritte.

Im Jahr 2025 stehen wir vor Veränderungsprozessen, die uns an vielen Stellen herausfordern und manchmal auch überfordern. Technische Entwicklungen, politische Neuorientierung, eine Vielfalt an Meinung und Behauptung. Der Bibelvers ermutigt zum prüfenden Dialog. Fallt euch nicht sofort ins Wort! Hört zu, seht genau hin, und denkt und horcht, was Gottes Wille und das Gute in dieser Situation sein könnte! Sind wir da nur auf unsere Intuition angewiesen? Ein paar Kriterien für das Gute möchte ich nennen:

Geschieht es aus Liebe zum Leben und zum Nächsten?

Bleibt das Gute nicht nur Idee, sondern wird zur praktischen Tat?

Fördert es Gemeinschaft?

Führt es zu mehr Gerechtigkeit?

Ermöglicht es Entfaltung für den einzelnen, ohne zur Behinderung für andere zu werden?

Verstärkt es ein Klima des Vertrauens und Gottvertrauens?

Wir haben Bundestagswahlen hinter uns. Ein wichtiges Wahlkampfthema war die Frage, wie Migration gesteuert werden kann. Die lautesten Stimmen fordern eine deutliche Zuwanderungsbegrenzung. Die Zahl der Migranten ist derzeit allerdings deutlich rückläufig. Es gibt aber Interessenten, die das Thema bewusst wachhalten und die Problemlagen in unserem Land darauf fokussieren wollen. Manchmal habe ich den Eindruck, Asylpolitik orientiert sich an: »Prüft alle, und die Guten nur behaltet.« Das ist unwürdig, weil dieser Satz die Menschen in Not aus dem

Blick verliert. Man lässt niemanden ertrinken. Punkt. Aus christlicher Perspektive sind die Leitlinien auch in dieser Frage bereits formuliert. Sie stehen unmittelbar vor der Jahreslosung in der Bibel:

Weist die Unordentlichen zurecht; tröstet die Kleinmütigen; tragt die Schwachen; seid geduldig mit jedermann! Seht zu, dass keiner dem andern Böses mit Bösem vergelte, sondern jagt allezeit dem Guten nach untereinander und gegen jedermann. (1. Thess 5, 14f.)

Das ist christlicher Lifestyle, der vorbildlich wäre. Er gelingt auch in der frommsten christlichen Gemeinde nicht zu 100%. Es ist aber der Qualitätscheck, den der Apostel Paulus im Blick hat. Er will dem Willen Gottes für unsere Welt auf die Spur kommen. Das Gute wird sich erweisen und am Ende Kraft gewinnen. Darauf vertraue ich.

»Bleiben Sie neugierig!« heißt es am Ende einer anderen Wissensendung im Fernsehen.

Genau – und prüft alles und behaltet das Gute! 

(7) Wie wollen wir leben? (Röm 12, 9-20)

*Josephine Furian, Pfarrerin für Migration & Integration im Sprengel Görlitz (EKBO)
und Seelsorge in der Erstaufnahme Eisenhüttenstadt*

Wie wollen wir leben? Wie das Heilige achten, das in allem Lebendigem wirkt? Phoebe und Paulus schreiben ihre Überlegungen an ihre Geschwister, die in Rom, im Herzen des Imperiums leben. Wie können wir gemeinsam blühen und befreit leben? Auch bell hooks fragt das Thich Nhat Hanh: Wie können Gemeinschaften der Liebe entstehen? Und er: Wir sollten uns fragen: Können wir uns selbst lieben? Achten wir unseren Körper - mit dem was wir essen, trinken, wie arbeiten wir? Behandeln wir ihn mit Freude und Zärtlichkeit und Frieden? Es gibt keine wirkliche Trennung zwischen dem Selbst und dem Nichtselbst. Was du für dich tust, das tust du auch für die Gesellschaft. Und was du für die Gesellschaft tust, das tust du auch für dich.

Liebt einander wie Geschwister. Der Text erinnert an das Doppelgebot der Liebe: Liebe Gott und deine*n Nächste*n wie dich selbst. Es hängt zusammen. Aber in unserem Wirtschaftssystem profitieren Unternehmen und Regierungen davon, dass genau das nicht geschieht. Profit wächst, wenn sich die Geschöpfe spalten lassen und sich selbst nicht achten können. Die Idee der Freiheit und des guten Lebens für alles, was lebt, verkümmert und beschränkt sich auf Eigenheim und erfolgreichen Job. Liebe Gott und deine Nächsten wie dich selbst zeigt dagegen: Das Leben ist unendlich kostbar, niemandes Zukunft soll versperrt sein, wir sind alle zur Freiheit bestimmt. Nächstenliebe ist daher auch nicht völkisch gemeint. Die Nächsten sind die Nahen, die Fernen und auch die mir feindselig gegenüber sind. Lieben ist nicht sentimental gemeint. Liebe soll befreiend und heilend wirkend und sie verlangt nach Strukturen, die ihr entsprechen. Die Briefschreibenden spitzen das noch zu: Es ist Gottesdienst, Strukturen aufzubauen und zu pflegen, die sich an den Schwächsten orientieren. Liebt einander wie Geschwister. Das ist Gottesdienst (Röm 12,1). Das ist bemerkenswert, denn es zeigt wie wichtig ihnen das Lieben ist. Der Gottesdienst beschränkt sich nicht auf alte Rituale und Liturgien, sondern er vollzieht sich im Leben. Friedensfähigen, schöpfungsfreundlichen Gemeinwesen ein Willkommen zu bereiten ist Gottesdienst.

Wie das aussehen kann? Das versuchen sie dazu legen. Und ja, wie Ratgeberliteratur ist auch dieser biblische Text mit ungehörig vielen Imperati-

ven bespickt. Ein wenig erschlagend wirkt der Anforderungskatalog. Aber er soll uns nicht entmutigen, klein machen, noch soll er autoritär befolgt werden. Alles was einst aufgeschrieben wurde, wurde verfasst, damit wir daraus lernen. (Röm 15,4) Und lernen heißt eben nicht unkritisch nachahmen. Prüft es und das Gute behaltet (1 Thess 5,21).

Ich denke, Phoebe und Paulus wurzeln in dem Vertrauen auf die Fülle der Schöpfung. Auf das Wunder des Genügens. Und so lädt der Brief ein: Teilt das, was ihr habt. Unterschiedlich ist das Brot verteilt und die Würde geachtet. Das schmerzt, also teilt. Teilt, schreiben sie. Statt tauscht. Vielleicht weil das Teilen attraktiver ist als das Tauschen - gib du mir dies, dann gebe ich dir das? Wirkt der profitorientierte Tausch nicht kleinlich gegen das bedürfnisorientierte »Nimm, was du brauchst, ich nehme, was ich brauche«? Denn es ist doch genug für alle da.

Eine besondere Art zu teilen ist die Gastfreundschaft. Seid jederzeit gastfreundlich, schreibt Paulus. Die wohl ältesten Gebote der Bibel, weit älter als die zehn Gebote, sind die der Gastfreundschaft und das Asylrecht. Selten ist die Bibel ethisch so einmütig wie in diesem: Bietet Zuflucht wie ein Schatten, der in der Mittagshitze schützt wie die Nacht. Versteckt die Vertriebenen, verrätet die Geflüchteten nicht! (Jesaja 16,3)

Also: Seid gastfreundlich. Auch gegen den Willen der Herrschenden. Seid es auf dem Festland im Kirchenasyl oder auf den Schiffen der Solidarität in stürmischer See.

Denn ohne die Gastfreundschaft und das Asylrecht bleibt Bewegungsfreiheit immer ein Privileg der Reichen. Bewegungsfreiheit aber ist elementar für alles, was lebt. Wie könnten wir ohne das Wissen, wir wären in anderen, weit entfernten Gesellschaften willkommen, über die Autoritäten lachen? Wie den Kriegsdienst verweigern? Wie Gemeinwesen wirklich mitgestalten?

Es sind migrationspolitisch erbärmliche Zeiten. Nicht erst seit der »Migrationswende«. In der Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge, in der ich als Seelsorgerin mit meiner muslimischen Kollegin arbeite, nehme ich die Menschen wahr,

die Zuflucht, Neuanfang und Sicherheit suchen. Ja, sie werden aufgenommen und erstmal versorgt. Aber schnell wird ihnen deutlich gemacht: Ihr seid hier alles andere als erwünscht. Tief einsickern soll die Angst vor Abschiebungen in die Seelen und Körper. Tägliche Anwesenheitskontrollen, Residenzpflicht und später die erniedrigende Bezahlkarte prägen den Alltag. Manchen von ihnen soll nur noch Bett, Brot und Seife zugestanden werden. Wie erbärmlich!

Es braucht Mut, dem Rechtsruck zu widerstehen. Und viel Kraft darin zu überleben und Wege aus dieser Trostlosigkeit zu finden. Es braucht Gemeinschaften, die egal aus welcher atheistischen oder religiösen Ecke sie kommen, alles daran setzen dem Morden an den Grenzen und der gezielten Verwahrlosung in den Flüchtlingslagern und Armenvierteln dieser Erde ein Ende zu setzen.

Nennt das Böse beim Namen und werft euch dem Guten in die Arme. Gewalt wahrnehmen und benennen ist spirituelle Arbeit. Es ist die Aufgabe von Christ*innen und ihren Kirchen, die gewaltsamen Tode an der europäischen Außengrenze zu betrauern und die Gewalt zu skandalisieren - bis die tödlichen Grenzen abgeschafft sind. Ziel dieser spirituellen Praxis des Benennens ist nicht zu beschämen oder sich selbst moralisch über andere zu erheben. Es ist Mitarbeit an freieren, offeneren und solidarischeren Gemeinwesen. Friedensfähigen, schöpfungsfreundlichen Gemeinwesen ein Willkommen zu bereiten ist Gottesdienst.

Gegen die erlebte Gewalt und die vielen Tode mag manch Rachefantasie trösten. Und Trost braucht es. Heißt es nicht auch im 5. Buch Mose 27,19: Verflucht diejenigen, die das ›Recht der Fremden, Waisen und Witwen beugen!‹. Trauer und Wut darf sich aber wandeln. Wir brauchen uns nicht in Rachefantasien verlieren. So verstehe ich den Brief. Auch die scheinbar gerechteste Gewalt trägt die Samen zukünftiger Gewalt in sich. »Unsere Waffe ist es, keine zu haben«, schreibt Martin Luther King (King, 1974, 32). Also: Nennt das Böse beim Namen und werft euch dem Guten in die Arme. United4Rescue tut genau das – auf hoher See, mit dem Einsatz der Crew, einem riesigen Netzwerk an solidarischen Menschen auf dem Festland, den Öffentlichkeitsarbeitenden, den Schiffshandwerker*innen, den Spender*innen aus den muslimischen, jüdischen und christlichen Gemeinden, aus den Gewerkschaften und so vielen mehr. Sie alle ziehen an einem Strang und richten sich dabei nicht an den Mächtigen aus, sondern an den Erniedrigten.

»We shall overcome« ist eine der Grundmelodien der Bibel. Menschen entkamen den Sklavenhäusern dieser Welt, Herrschende wurden von den Thronen gestürzt, Menschen wurden aus dem Meer gerettet, wurden bewahrt von dem Verhungern und Verdursteten in der Wüste.

Es sind migrationspolitisch erbärmliche Zeiten. Aber »das von Gott«, wie die Quäker*innen es nennen, schläft in allem, was lebt. Auch in uns. Und es wartet darauf frei und sichtbar zu werden. 

(8) Schafft Recht! Klagen-Beklagen-Anklagen. (Ps 82, 1-4)

Dr. Florence Häneke, Pfarrerin in der Gefängnisseelsorge der EKBO und Post-Doc in der Praktischen Theologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Psalm 82 (Bibel in gerechter Sprache)

Ein Psalm. Von Asaf

Gott steht in der Götterversammlung,
inmitten der Gottheiten richtet er.

»Wie lange wollt ihr ungerecht richten
und Verbrecher begünstigen?

Schafft Recht dem Geringen und der Waise,
der Gebeugten und dem Bedürftigen lasst
Gerechtigkeit widerfahren!

Lasst den Geringen und die Arme entkommen,
entreißt sie der Hand derer, die Verbrechen
begehen!«

Gericht

Wir befinden uns in einem Gerichtssaal. Bis auf Eine sitzen alle Beteiligten auf Stühlen. Die Stehende spricht. Sie trägt eine Anklage vor: Die geschehene Zurückweisung einer Minderjährigen aus Somalia am 9. Mai an der deutsch-polnischen Grenze in Frankfurt/Oder, einer europäischen Binnengrenze, sei ein Verstoß gegen geltendes Recht, die vorgebrachte Rechtsgrundlage sei nicht einschlägig und für den EU-Binnenraum nicht anzuwenden. Die ebenfalls vorgebrachte Argumentation, dass es sich um eine Gefahr für Öffentlichkeit und Sicherheit des Landes handele, sei nicht haltbar. Weiter: Die Minderjährige sei zum Zeitpunkt des Aufgreifens schwer verletzt gewesen und habe Schmerzen an den Füßen geäußert. Sie habe einen klaren Ort angeben können, wo sie hinreisen möchte und angegeben Schutz zu suchen, da sie einer bedrohten Minderheit angehört. So hier bei uns auf Erden. Und im Himmel?

Psalm 82 nimmt uns mit in eine Versammlung, auch hier eine Gerichtsszene: »Gott steht in der Götterversammlung, inmitten der Gottheiten richtet er.« Gott steht und Gott richtet. Bei genauem Hinsehen ist dieser erste Vers sehr aufschlussreich. Die beiden Verben, Stehen und Richten, zeigen nämlich zwei verschiedene Rollen an. So werden Richtende im altorientalischen Weltbild sitzend dargestellt; doch die Gottesrede, die unmittelbar folgt ist eine Anklage. Gott steht –

Anklage erhebend. Und zugleich: Gott richtet. Im Himmel. Wie auf Erden. Himmel und Erde, die sind aufeinander bezogen. Die Anklage lautet: »Wie lange wollt ihr ungerecht richten – und Verbrecher begünstigen?«

Wie lange?

Die Lage drängt. Die Klage für die Somalierin war ein sogenannter »Eilantrag«. Die Klage im Psalm wird ebenfalls drängend vorgetragen. Wie lange? Wie lange werden sie uns hier festhalten? Wie lange tragen meine schmerzenden Füße mich noch? Wie lange liegt das Seenotrettungsboot im Hafen, weil die Mittel fehlen? Wie lange ist der Weg über eine der tödlichsten Fluchtrouten der Welt, das Mittelmeer? »Wie lange wollt ihr ungerecht richten – und Verbrecher begünstigen?«

Schafft Recht!

Nach der Anklage kommt im Psalm die Forderung, ebenso klar und direkt: »Schafft Recht dem Geringen und der Waise, der Gebeugten und dem Bedürftigen lasst Gerechtigkeit widerfahren! Lasst den Geringen und die Arme entkommen, entreißt sie der Hand derer, die Verbrechen begehen!« Der Alttestamentler Erich Zenger macht eine wichtige Beobachtung zu diesen Versen: es gehe nicht allein um die klassischen Bedürftigen, die sprichwörtlichen »Witwen und Waisen«. Sondern indem der Psalm verschiedene Paare der Bedürftigen kombiniere, erweitere sich diese Forderung auf alle Menschen, die nicht zur Schicht der Großgrundbesitzer und Machthaber gehören. Die Geringen, das sind also nicht nur die Bettler:innen, sondern auch die Kleinbauern und die Arbeiterinnen. Kurz: die, die nicht in pervertiertem Reichtum leben. Man muss nicht erst ums pure Überleben kämpfen, um bei Gott Ansehen und Recht zu finden. Es geht ums gute Leben, nicht allein ums Überleben. In der Diskussion um Flucht und Fluchtursachen scheint mir das nicht unerheblich. Wie lange also bis zum guten Leben für Alle? Die Verse der Forderung noch einmal verknappt: Schafft Recht, verschafft Gerechtigkeit. Befreit und entreißt.

Lasst Gerechtigkeit widerfahren!

Zurück zum Berliner Gericht: Hier beantragte die Antragstellerin, der Minderjährigen die Einreise zu ermöglichen, sodass sie in Deutschland einen Asylantrag stellen kann.

Nach biblischem Verständnis ist Recht dazu da, die Schwächsten zu schützen. Wer in die biblischen Rechtsschriften sieht, merkt das schnell: es geht darum, Schwächere davor zu schützen ausgenutzt, übervorteilt und ausgenommen zu werden. Im Fall der Somalierin wurde das aktuell geltende Recht als solcher Schutz in Anspruch genommen. Hier wird ein Mensch in einer Notlage geschützt vor den Ängsten einer Bevölkerung und deren politischer Instrumentalisierung. Die Zurückweisung an den Grenzen geschah ja auf Anweisung des Bundesinnenministers und die Umgehung des geltenden europäischen Rechts unter anderem unter Rückgriff auf »die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und den Schutz der inneren Sicherheit«. Dieser Beisatz steht im europäischen Recht, um in Notlagen als Land autonom handeln zu können. Es kann durchaus Notlagen geben und Zeiten, in denen von Notlage-Gesetzen Gebrauch gemacht werden muss. Wie vorsichtig man damit allerdings sein sollte, sollte nicht nur Deutschen klar sein ... dass an der deutsch-polnischen Grenze – die immer noch eine Binnengrenze ist – aktuell entgegen geltendem Recht Menschen, die eindeutig Schutz suchen die Einreise verwehrt wird, weil es angeblich eine Notlage für die innere Sicherheit gebe, ist genau das: Pervertierung des Rechts. So hat schließlich auch das Verwaltungsgericht entschieden, nämlich dass für die Gültigkeit dieses Rechtsartikels eine tatsächliche, erhebliche Gefahr für das Land vorliegen müsse und eine solche sei nicht hinreichend belegt.

Lasst den Geringen entkommen!

Gerechtigkeit und Recht stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander.

Zur Gerechtigkeit kann es nötig sein, die Spielräume des geltenden Rechts zu nutzen. Jeder gute Richter weiß das. Manchmal werden Menschen freigesprochen – auch wenn es möglich gewesen wäre, sie zu verurteilen – weil der Richter menschlich urteilte und wusste: Wenn ein Hungernder Essen stiehlt, dann wird ihn Strafe nicht davon abhalten. Gerechtere Richter lassen mitunter Angeklagte im Rahmen des Rechts entkommen. »Lasst den Geringen und die Arme entkommen, entreißt sie der Hand derer, die Verbrechen begehen!« Lasst sie entkommen: Haltet sie nicht fest. Wer auf der Suche nach einem Ort für

sich und seine Familie ist, an dem er – gut – leben kann, der hat entweder das Glück in einem wohlhabenden Land mit ruhiger politischer Lage geboren zu sein – oder er macht sich auf den Weg in ein solches Land. Das war in Zeiten der Bibel so, das ist auch heute so. Und zu oft wird nicht der Großgrundbesitzer angeklagt, der das System für seine eigene Bereicherung ausnutzt, sondern der Arbeiter festgenommen, der versucht über die Grenze zu kommen. Von ihm wird erwartet, dass er sich geduldig in die Schlange stelle und wartet, ob er aufgenommen wird, und nicht zu mucken, wenn er abgewiesen wird.

Dabei gibt es ein Recht auf Bewegungsfreiheit, es gibt ein Menschenrecht auf Asyl und es gibt ein Recht auf Schutz. Dieses Recht hat jeder Mensch – völlig egal, wo dieser geboren ist, ob er einen Ausweis hat oder nicht. Es ist vor allem auch völlig egal, welche Hautfarbe und Religion dieser Mensch hat. So zumindest das Recht. Die Zurückweisung der Somalierin und zwei weiterer wurde vom Gericht für rechtswidrig erklärt. Derartige Zurückweisungen seien mit dem EU-Recht grundsätzlich nicht vereinbar. Übrigens genau so wenig, wie Menschen in der Wüste auszusetzen. Das Recht ist da klar und keineswegs uneindeutig. In der Praxis werden weiter Taten geschaffen und Menschen abgewiesen. In der Praxis werden die Mittel für Seenotrettung auf dem Mittelmeer gestrichen, weil entschieden wird, dass es nicht zum Zuständigkeitsbereich gehöre.

Derartige Zustände klagt auch bereits der Psalm an - Amtsmissbrauch nennt das die Auslegungsliteratur zum Psalm. Verschafft ihnen Recht, das heißt im Falle von Flucht und Asyl: Erinnert laut - anklagend - an das Recht. Zeigt den Rechtsbruch auf. Das hat im Fall der Somalierin die Hilfsorganisation Pro Asyl gemacht, die von rechten Kräften gerne als Teil der Asyllobby bezeichnet wird. Diese Lobby, das sind Menschen, die Fliehende aktiv aufsuchen. An den Binnengrenzen, ebenso wie im Mittelmeer. Die Forderung Gottes im Psalm »Lasst den Geringen und die Arme entkommen« ließe sich übertragen zu »Lasst die Fliehenden entkommen«. Und wenn diese bedroht sind in ihrem Überleben auch zu: sucht sie und rettet sie auf ihren Fluchtwegen. Sie sollen schließlich nicht in Elend oder Tod entkommen. Sondern ins gute Leben.

Entreißt sie der Hand derer, die Verbrechen begehen

Im Beschluss des Verwaltungsgerichtes zum geschilderten Fall heißt es kurz und knapp: »Die Antragsgegnerin wird im Wege der einstweiligen

Anordnung verpflichtet, der Antragstellerin den Grenzübergang in den Zuständigkeitsbereich der Antragsgegnerin zu gestatten und ein Verfahren zur Bestimmung des zuständigen Mitgliedstaats für das Asylverfahren einzuleiten.«

Erfolgreich entrissen – vorerst. Es wäre zu einfach, in der Hand derer, die Verbrechen begehen nur die Regierenden oder die Hand der Küstenwache oder der Bundespolizei zu sehen. Es ist ja vielschichtiger. Es sind schließlich viele Menschen, die die Seenotrettung im Mittelmeer nicht finanzieren wollen, die an den Grenzen gegen geltendes Recht zurückweisen wollen. Mitunter werden dann Verfahren wie das Geschilderte mit dem Zusatz versehen, dass Richter:innen eben nicht immer Recht hätten. Das Verhältnis von Gerechtigkeit und Recht ist umkämpft.

Das Entreißen aus der Hand derer, die Verbrechen begehen ist doch auch das Entreißen aus unserer – aus meiner – ganz eigenen Hand scheint mir. Aus meiner Hand, die rumdruckt. Die denkt, man müsse eben abwägen, doch noch einmal für und wider ansehen. So klar, wie im Psalm sei die Welt eben nicht. Aber ich fürchte – doch. Doch, die Welt ist so klar.

Wie lange wollt ihr ungerecht richten und Verbrecher begünstigen?

Ich habe an manchen Tagen aktuell das Gefühl, es regieren mehr Verbrecher als Gerechte in der Welt – und ich bin mit diesem Gefühl nicht allein. Wenn Menschen Recht brechen – wissend, dass sie Recht brechen – ohne Furcht, dass sie gerichtet werden, weil es keine weitreichende Empörung darüber gibt. Das ist nichts anderes, als Verbrecher zu begünstigen. Wenn ich die Klarheit des Psalms als Richt-Wert nehme, dann ist völlig unfraglich: Gott steht hundertprozentig auf der Seite derer, die nicht Großgrundbesitz und Macht haben. Im Psalm 82 wird diese Gerechtigkeit sogar fundamental zu Gottes Wesen und das Ziel ist hier, ebenso wie in der christlichen Hoffnung: das gute Leben für Alle, nicht das gute Leben für Einige.

Die Geringen und Bedürftigen haben daher seit jeher ihre Lobby auch in der Kirche. Ich wünsche

mir, dass wir diese Lobbyarbeit mit Stolz erfüllen. Nicht zögernd und vorsichtig. Nicht immer auf Verständnis bedacht. Sondern mit Stolz sagen: ich bin nicht Fürsprecherin des Reichtums und des Machterhalts. Ich bin Fürsprecherin der Entrechteten. Derer, die unrechtmäßig an den Grenzen abgewiesen werden. Ohne Verfahren. Mit faden-scheinigen Verfahren. Derer, die Menschen auf dem Mittelmeer von Schlauchbooten retten. Ich bin nicht Fürsprecherin derer, die die Grenzen zum Erhalt der eigenen Macht und des eigenen Reichtums »sicherer« wollen.

Fürsprache halten kann auch überheblich sein. Wir dürfen als Menschen in der Kirche nicht immer und für alle fraglos Fürsprecher:innen werden – es wird sonst unbalanciert. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass nicht gehört werden und nicht reden können zwei verschiedene Dinge sind und Geflüchtete sehr wohl selbst reden. Aber in diesem Fall sind wir gefragt als Fürsprecher:innen an den entscheidenden Stellen – weil es um unsere Gesellschaft geht. Es geht um unsere Werte und das Recht – das Recht noch etwas gilt. Vor diesem Hintergrund können wir dann als Kirche und Menschen in der Kirche mit Stolz das tun, was unser christlicher Auftrag ist: Recht verschaffen! Wir, die Kirche, wir sind Lobbyarbeitende der Geringen und damit sind wir auch Teil der Lobby der Geflüchteten! United4Rescue. Wer mag, kann das auch Asyllobby nennen. Asyl ist eine wichtige Errungenschaft, Menschen vor dem Ertrinken zu retten ist unverhandelbar. Dafür zu kämpfen ist nicht verächtlich oder peinlich. Das ist hoch angesehen. Im Himmel, wie auf Erden. Schafft Recht. Verschafft Gerechtigkeit. Befreit und entreißt.

Das heißt nicht, wie nun Manche vielleicht vermuten: die Geringen, die schon im eigenen Land sind, zu übersehen. Bei weitem nicht. Es heißt Un-Recht zu sehen. Hier und dort. Und Menschen zu sehen. Menschen die zu uns wollen, weil sie Not leiden und wir Not lindern können. Oder die einfach ein gutes Leben wollen. Und das ist ihr gutes Recht.

Amen.



(9) Empathie für die Namenlosen. (2. Sam 4, 1-4)

Dr. Laura-Christin Krannich, Pfarrerin in Lutherstadt Eisleben

Ich sitze in einem Wohnzimmer, in einem Dorf im Herzen von Sachsen-Anhalt. Er hat mir geschrieben, ob ich einmal für ein Gespräch vorbeischauen könnte. Sie bietet mir Kaffee an und entschuldigt sich, dass es keinen Kuchen gibt. Dann erzählt sie mir von all dem, was sie davon abgehalten hat zu backen. Alltägliches, mit lauter werdenden Spuren von Lebensschmerz. Sie haben im fortgeschrittenen Alter ein Kind bekommen, das mit einer schweren Behinderung auf die Welt gekommen ist. Sie fragen sich, was wird, wenn sie sich nicht mehr kümmern können. Ich spüre, wie dringend sie brauchen, dass jemand zuhört.

Sie hat aus Liebe zu ihm ihre osteuropäische Heimat verlassen. Das ist lange her, trotzdem erlebe ich, wie sie darum ringt sich auszudrücken. In einer anderen Sprache verliert man angeblich bis zu 80 % seiner Persönlichkeit. Wen ich nicht verstehe, die bleibt mir fremd. Wie gern würde ich jetzt in ihre Muttersprache mit ihr sprechen können, um wirklich da zu sein für sie und ihren Schmerz. Doch da nimmt das Gespräch eine andere Wendung.

Diese zwei, die sich als belastet erleben und es unzweifelhaft sind, fühlen sich ungerecht behandelt. Das Haus, in dem sie leben, ihr kleiner Wohlstand, das hätten sie sich hart erarbeiten müssen. Andere täten das nicht, sagen sie. Und damit meinen sie nicht: Erb:innen von großen Vermögen. Sie meinen: Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland kommen. Vor allem jene, die flüchten.

Sie spüren sofort, dass ich nicht ihrer Meinung bin. Sie erwarten das sogar von mir. Klar, die Kirche, da wäre man ja immer für Nächstenliebe. Aber man müsse auch realistisch sein. Und real ist für die beiden: Alle kommen nach Deutschland und machen sich hier ein gutes Leben – auf ihre Kosten.

Ihre Informationen beziehen sie aus Kanälen, die ich nicht kenne. Dort wird verbreitet, dass Menschen nach Europa kommen, weil sie zu faul sind, um in ihrer Heimat anzupacken, dass Luxushotels für die Unterbringung von Geflüchteten genutzt werden und dass die meisten Muslime Terroristen sind.

Was sie dort nicht sehen und hören: Wie Menschen sich aus ihrer Heimat aufmachen, weil dort so viel Gewalt und Kriminalität um sich greift, dass sie nicht mehr sicher sein können, morgens aufzuwachen. Wie Minderjährige ohne das Wissen ihrer Eltern aufbrechen, um in Europa Geld zu verdienen, weil sie nur diesen Weg sehen, um das Überleben ihrer Familie zu sichern.

Wie 32 Menschen auf einem Pickup-Truck durch die Wüste transportiert werden, dicht gedrängt, ohne Schutz vor der segnenden Sonne. Und wie Menschen während der Fahrt tot vom Truck fallen, weil ihre Körper das nicht aushalten. Das Auto hält nicht einmal an.

Wie instabile Gummiboote, mit denen wir hier nicht einmal auf einen Teich fahren würden, zur Überquerung des Mittelmeers genutzt werden, dicht bepackt mit Menschen, von denen die meisten nicht schwimmen können.

Wie in Europa, sofern sie dort ankommen, nicht die »soziale Hängematte« wartet, sondern – in den meisten Fällen – unerträgliche Zustände in den Erstunterkünften, kein Zugang zum Arbeitsmarkt, Anfeindungen und Misstrauen der Einheimischen.

Menschen, die fliehen, sind nicht naiv. Sie wissen um die Gefahren. Sie fliehen trotzdem und begeben sich nicht selten in Lebensgefahr. Ob da ein Rettungsschiff auf dem Mittelmeer ist oder nicht, macht keinen Unterschied für ihr Aufbrechen. Sie sehen keinen anderen Weg, als ihre Heimat zu verlassen.

Flucht, Vertreibung und Heimatlosigkeit sind ein grausamer Normalfall. So ist es heute, so war es in biblischen Zeiten. Auch das zweite Buch Samuel erzählt davon:

Als Isch-Boschet, der Sohn Sauls, hörte, dass Abner in Hebron umgekommen war, wurden seine Hände schlaff, und ganz Israel verlor den Mut. Nun waren bei dem Sohn Sauls zwei Männer, Anführer von Streifscharen. Der eine hieß Baana und der andere Rechab, Söhne Rimmons, des Beërotiters, aus Benjamin – denn auch Beërot wird zu Benjamin gerechnet. Die Einwohner Beërots flohen aber nach Gittajim und blieben dort als Fremde bis auf den heutigen Tag. Jonatan, der Sohn Sauls, hatte einen Sohn, der war

an den Beinen gelähmt. Er war fünf Jahre alt, als die Nachricht von Saul und Jonatan aus Jesreël kam. Da nahm ihn seine Amme und floh. Doch bei ihrer überstürzten Flucht geschah es, dass er herunterfiel und lahm wurde. Sein Name ist Mefi-Boschet.

David ist auf dem Weg, die Macht zu erobern, in den ganzen Gebieten Juda und Israel, und dazu gehört, dass die alte Machtelite aus dem Weg geräumt werden muss. König Saul ist schon tot, viele seiner Söhne und der Heerführer Abner ebenfalls. Und nun stirbt auch Isch-Boschet, der für kurze Zeit auf dem Thron Israels saß, ermordet von seinen eigenen Gefolgsleuten, die sich damit Davids Wohlwollen sichern wollen. David aber zeichnet sich dabei dadurch aus, dass er dem von JHWH eingesetzten Königtum Respekt entgegenbringt. Deshalb geht er selbst hart gegen Isch-Boschets Mörder vor und lässt sie töten.

Zeiten politischer Unruhen sind Zeiten der Gewalteskalation. Da sind Raubzüge zur Finanzierung von Kriegen, Gebiete sind umkämpft, Loyalitäten wechseln, territoriale Ansprüche werden erhoben und bestritten. Viele Player, viele Interessen, viele Konflikte und offene Rechnungen. Alles am Ende zu kompliziert, um es mal eben so zu beenden. Gefährliche Zeiten für alle Macht-habenden. Aber auch gefährliche Zeiten für alle mit wenig Macht und Einfluss.

»Die Einwohner Beërots flohen aber nach Gittajim und blieben dort als Fremde bis auf den heutigen Tag.« Ein Satz für viele Schicksale. Keine Namen, keine Zahlenangaben, keine Beschreibungen. Nichts, woran mein Mitgefühl sich klammern könnte. Der Satz rauscht vorbei an meinen Ohren und meinen Augen. Nur einem räumt die Geschichte ein wenig mehr Raum ein. Ein kleiner Junge wird auf der Flucht verletzt und ist fortan mobilitätseingeschränkt. So weit, so alltäglich. Aber Mefi-Boschet gehört zur Königsfamilie. David holt ihn später an den Hof, aus alter Verbundenheit mit dessen Vater Jonathan. Mefi-Boschet ist ein Mensch, mit einer Geschichte, einer Herkunft, einer Zukunft. Mit ihm kann ich Mitleid empfinden – obwohl seine Geschichte verhältnismäßig gut ausgeht. Mit den Einwohner:innen Beërots aber nicht. Wie viele von ihnen haben ihr Leben verloren auf dem unsicheren Weg, wurden beraubt, bedroht, vergewaltigt, sind, erkrankt, verletzt, verhungert, traumatisiert? Und hatten sie eine Chance am neuen Ort, haben sie dort Wohnung und Arbeit finden können und wurde ihnen ein guter Platz in der neuen Gemeinschaft eingeräumt? Ich will sie mir vorstellen und ihre Schick-

sale – und scheitere doch daran. Sie bleiben namen- und gesichtslos.

Noch jemand ist merklich abwesend in dieser Geschichte: Gott. Anders als in vielen biblischen Geschichten, gerade in den alttestamentlichen Geschichtsbüchern, meldet Gott sich nicht selbst zu Wort. Auch wenn es derartige Erzählungen zweifellos in der Bibel gibt: Hier gibt Gott nicht die Befehle, zu töten und zu vertreiben. Vielleicht ist diese Geschichte darin theologisch ehrlich. Sie kann Gott nicht reden lassen, weil sie sich nicht da abspielt, wo Gott ist: bei den namenlosen Fremden, deren Schutz JHWH immer wieder von seinem Volk einfordert. Gott ist Liebe, nicht Gewalt; Gerechtigkeit, nicht Unrecht.

Wo ist Gott dann, in diesen Geschichten? An der Seite derer, die untergehen in den Interessenskonflikten der weltlichen Mächte, und in allen Versuchen, die vermeintlich unausweichlichen Dynamiken der Gewalt zu durchbrechen. In jeder Hand, die einem anderen Brot gibt, obwohl er fremd ist. In den Augen, die Menschen in den Flüchtenden und Fremden sehen. Und in den Stimmen, die Klage erheben über das Unrecht und gegen die Gleichgültigkeit.

Es sind Gottes Geschöpfe, die flüchten und im Mittelmeer ertrinken. Das gerät erschreckend schnell aus dem Blick. Für unser Denken und Fühlen reichen bloße Zahlen eben nicht aus. Wir brauchen Gesichter und Geschichten, um empathisch zu agieren. In der Passionskirche in Berlin wurde am Weltflüchtlingstag Menschen gedacht, die auf der Flucht ihr Leben verloren haben. 32 Stunden lang wurden ihre Namen verlesen. Doch so wichtig das ist: Meine Gesprächspartner aus dem Wohnzimmer werden nichts davon gehört haben.

Lange habe ich damals bei ihnen gesessen. Ich glaube nicht, dass ich ihre Meinung geändert habe. Zumindest habe ich ihren üblichen Informationskanälen etwas entgegengesetzt. Ich hoffe, dass davon etwas bleibt. Aber ich weiß auch, dass es nicht reicht. Ich wünschte, es wäre nicht »politisch«, für die Rettung von Menschenleben zu sein, aber das ist es leider. Weil viele daran arbeiten, Hierarchien zwischen Menschen aufzubauen. Menschen einzureden, dass sie das, was ihnen teuer ist, nur erhalten können, indem sie auf andere treten. Wenn Menschen glauben, dass gutes Leben immer nur für sehr wenige möglich sein wird, dann wird aus bedrohten Menschen, die auf der Flucht ihr Leben riskieren und Gewalt erleiden, eine bedrohliche Masse.

Egal wie sehr sich der politische Wind gerade dreht: Wir dürfen nicht auf die hören, die behaupten, dass Abschottung und Entsolidarisierung die einzigen vernünftigen oder gar gottgewollten Wege sind, mit den Herausforderungen unserer Zeit umzugehen. Unser kleines Glück ist nicht bedroht von den Menschen, die versuchen,

sich zu retten. Unser Glück ist bedroht durch die Zerstörung unserer Lebensgrundlagen und gesellschaftliche Ungerechtigkeit. Und unser Glück ist bedroht durch den wachsenden Mangel an Empathie. Denn wenn uns Menschenleben immer weniger wert sind, werden wir unsere Menschlichkeit verlieren. D

(10) Kennst Du den Fremden in Deiner Mitte? (2. Mose - Ex - 1, 1-10)

Bruder Andreas Knapp, katholischer Priester und Dichter, Leipzig

Du bist Ägypten.

Und auf dem Thron deines Herzens residiert ein Pharao.

Aber ... er hat Angst!

Liebe Schwestern und Brüder,

wovor fürchtet sich unser Pharao? Er hat Angst vor dem Fremden. Er zittert um seine Identität. Er befürchtet, die Kontrolle zu verlieren. Eine Überfremdung, so seine Furcht, würde sein Selbstbild und seine Macht gefährden.

Und woher kommt diese Angst? Weil er etwas vergessen hat: »Es kam ein neuer Pharao, der von Josef nichts mehr wusste.« Wir erinnern uns: Josef war von seinen eigenen Brüdern nach Ägypten verkauft worden. Dort freilich macht er Karriere. Durch seine Umsicht trägt er zu einer klugen Verwaltung bei, so dass Ägypten Vorsorge gegen Notzeiten trifft. Und als eine große Hungersnot hereinbricht, ist man vorbereitet. Als auch Josefs Brüder in Not geraten, da sinnt er nicht auf Rache, sondern zeigt sich großzügig. Sie und ihre Familien finden Aufnahme in Ägypten und müssen nicht Hunger leiden. Sie lassen sich in ihrer neuen Heimat nieder und tragen durch ihre Arbeit zum Aufbau des Landes bei. So hat das Volk Israel in Ägypten die Erfahrung von Gastfreundschaft gemacht – und Ägypten hatte durch Josef und sein Volk Rettung und Bereicherung erfahren. Die Jahre gehen ins Land ... Es gerät in Vergessenheit, was Josef einst für Ägypten getan hat. Und dass es ein Fremder war, der das Land aus einer bedrohlichen Situation gerettet hat. Der neue Pharao weiß nichts mehr von Josef und dass Ägypten ihm, einem Immigranten, so viel zu verdanken hat. Der Beitrag der Fremden zu Wohlstand und Fortschritt ist nicht mehr im Blick. So gewinnt Angst die Oberhand: Die Angst vor Überfremdung. Die Angst vor den Fremden in der eigenen Mitte. Und so schreibt der Pharao in sein Regierungsprogramm: »Egypt first!«

Ich bin Ägypten.

Und auf dem Thron meines Herzens residiert ein Pharao.

Aber er hat Angst!

In mir, in jeder und jedem von uns wohnt eine Angst vor dem Fremden im eigenen Innern. Denn wir kennen auch Gefühle und Verhaltensmuster, die uns manchmal überkommen und vor denen wir erschrecken. Wir sagen dann: »Ich kenne mich selbst nicht mehr wieder!« Denn da bricht plötzlich ein ungeahnter Zorn in mir auf. Oder ich weiß nicht, warum ich mich über eine bestimmte Situation derart aufrege. Manchmal ahne ich, wo der Ursprung von Hass, Gewaltphantasien oder Vorurteilen liegt. Oft aber bleiben mir solche Emotionen rätselhaft und fremd. Sie passen so gar nicht in das schöne Bild, das ich von mir selber habe. Sie stören das Image, das ich vor mir selbst und vor anderen pflege.

Aber vielleicht kann ich genau auf diese Gefühle und Verhaltensweisen hören, die mich so befremden. Sie können mir eine Geschichte erzählen, die ich wohl vergessen habe. Oder verdrängt, weil sie so unangenehm ist.

Als kleines Kind war ich naturgemäß sehr ohnmächtig und daher völlig abhängig von der Zuwendung und Fürsorge meiner Eltern. Manchmal stresste ich die Erwachsenen durch meine spontanen Gefühlsregungen, durch meine Wildheit, meinen Zorn. Doch diese Gefühle passten nicht immer zur Situation der Erwachsenen. Ihre negative Reaktion lehrte mich, dass ich manche Gefühle nicht zeigen oder ausleben darf. Ich musste mich anpassen und daher manche Emotionen in mir selbst verstecken und vergraben. Und so entstand ein Fremdland in meinem eigenen Innern. Eine Art Verlies, in das ich die ungeliebten und stressigen Gefühle verbannte. Sie führen dort ein Schattendasein. Und dort können sie sich sogar noch vermehren – und machen mir dann noch mehr Angst. Manchmal meldet sich dieses Fremde wieder, völlig überraschend und erschreckend. Da tauchen Gefühle in mir auf wie Hass, Eifersucht, Wut, Aggression – und ich schiebe sie schnell wieder in das Versteck zurück.

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn ein Mensch ein solches ungeliebtes inneres Fremdland in sich trägt, so läuft er oder sie Gefahr, dass diese Angst vor dem Fremden *in mir* auf die Fremden *im Außen* übertragen wird. Wer das Fremde in sich selbst abwehrt, hat auch

Angst vor den Fremden, die in seiner Umgebung auftauchen. Sie wirken bedrohlich, weil sie an das Abgespaltene und Verdrängte im eigenen Herzen erinnern. Die Asylanten oder fremdsprachige Menschen könnten das Verdrängte in meiner eigenen Mitte antriggern. Und darum meide ich sie, wehre sie ab, packe sie in Schubladen, um sie mir vom Leib zu halten. Und so kann Fremdenhass entstehen, weil man vergessen und verdrängt hat, was im eigenen Innern passiert ist.

Der Pharao in mir kann oder will nicht wahrhaben, dass in meinem eigenen Herzen Fremdes wohnt, das von Anfang zu mir gehört. Das aber kein Lebensrecht erhielt und daher ins innere Exil abgewandert ist. So gilt auch hier: Es herrscht ein Pharao, der von Josef nichts mehr wusste.

Wir sind Ägypten.

Und auf dem Thron unseres Herzens residiert ein Pharao.

Aber er hat Angst.

Ängste sind Alarmglocken. Wir sollten uns von ihnen nicht ins Bockshorn jagen lassen. Vielmehr wie bei einem Warnsignal wach werden für das, was gerade passiert. Wachsam und achtsam sein, um dann in guter und angemessener Form handeln zu können. Wenn Ängste vor dem Fremden auftauchen, so ist es gut, diese Ängste in Ruhe anzuschauen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen: Woher kommst du? Woher kenne ich dich? Welche Geschichte erzählst du mir? Vielleicht kann manches, was ins Unbewusste abgeschoben wurde, sich wieder zeigen. Die Fremden und Asylanten, sie können an das Fremde erinnern, das in mir selber wohnt. Auch Gefühle wie Eifersucht, Neid oder Zorn haben ein Heimatrecht, denn sie gehören zu mir. Aber ich gehöre nicht ihnen! Und daher ist es hilfreich, sie zu benennen und vielleicht sogar mit anderen über sie zu reden. Dann üben sie nicht mehr so viel Macht über mich aus. Sie besetzen meinen inneren Thron nicht mehr, sondern finden den Platz, der ihnen gebührt. Wer diese Schritte geht, für den sind auch die Fremden und Asylanten, die zu uns kommen, nicht mehr so bedrohlich. Wir

können vielmehr unsere gemeinsame Geschichte entdecken. Denn wir alle sind ja Abkömmlinge von Migranten.

Im Gedicht »Herbergssuche« heißt es:

*wir sind vertriebene von anfang an
den migrationshintergrund in den genen
irrend durch raum und zeit*

wir die wohnmobilen

flüchten vor der gefühlten kälte

obdachlos noch in der herzkammer

wir im nachtasyll

der heimwehkranken

frostiges fremdeln vor uns selbst

(aus: A. Knapp, Heller als Licht, Echter-Verlag, 44)

Wir alle stammen aus dem Migrationszusammenhang der Menschheit. Zu unseren Vorfahren gehören Sammler und Jäger, Nomaden und Hirten. Wir sind Kinder Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und auch von Josef, der als Fremder für seine neue Heimat so wichtig wurde und sie vor einer Hungerkatastrophe bewahrt hat. Erinnern wir den Pharao in uns daran, dass alle Menschen durch die Migrationsgeschichte verbunden sind. Wir können uns gegenseitig stützen und uns durch unsere verschiedenen Gaben für eine bessere Zukunft vorbereiten. So wie Josef einst Ägypten seine neue Heimat gerettet hat. Wenn wir uns füreinander interessieren und uns öffnen, können wir auch im eigenen Herzen mehr Frieden schließen mit den befremdlichen Anteilen, die in uns selber wohnen. Wenn es uns gelingt, die Ängste vor dem Fremden in unserer Mitte, im eigenen Herzen und in unserer Gesellschaft abzubauen, so können wir immer mehr entdecken, dass wir als Kinder des einen Vaters Schwestern und Brüder sind. Gott hat uns gegenseitig zum Geschenk gemacht, als Bereicherung und Unterstützung. Und so können wir uns auch gegenseitig ein Zuhause schenken auf dem Weg zu jener Heimat, die Gott selbst für uns sein will.

Amen.



(11) Der Streik der Harfen und traurige Lieder, die Mut zum Widerstand geben. (Ps 137, 1-6)

Matthias Ristau, Generalsekretär der Deutschen Seemannsmission, Hamburg

Neulich war es wieder passiert: Ich hatte einen Ohrwurm. Nur weil ein Song erwähnt wurde, hing er in meinen Ohren. Ich bekam ihn nicht weg, obwohl ich ihn überhaupt nicht laut gehört hatte. Wer ihn kennt: »By the rivers of Babylon« So stark ist Musik. Und es gibt Momente, da kommt mir einfach ein bestimmtes Lied in den Sinn, weil es meine momentane Stimmung ausdrückt. Und manchmal singe ich Lieder vor mich hin, in Situationen, die doch etwas unheimlich sind, so wie damals als Kind. Das mache ich manchmal im Hafen zwischen riesigen Kränen und den gigantischen Schiffen.

Eine Welt ohne Musik? Die kann ich mir nicht vorstellen. Und das, obwohl ich nicht mal besonders musikalisch bin. Aber ohne Musik zu hören, ohne Lieder zum Mitsingen oder Tanzen - oder einfach vor mich hinzusingen oder zu pfeifen? Da würde sehr viel fehlen in der Welt.

Musik kann so viel: Gefühle ausdrücken, Freude, Trauer, Fragen, Zweifel... sie kann Menschen verbinden, beim Lernen unterstützen, oder, wie die Shanties, die alten Seemannslieder den Rhythmus zur Arbeit vorgeben. Und sie hilft auch, den Glauben auszudrücken. Musik kann viel. Das heißt aber auch: Musik hat Macht. Sie kann im Supermarkt unbewusst Emotionen wecken, sie kann nicht nur Mut zu Zusammenhalt und Widerstand geben, sie kann auch zu Hass aufstacheln oder Menschen lächerlich machen.

Das alles kann Musik schon seit Tausenden von Jahren. Dies zeigen sehr alte Texte, auch die Psalmen der Bibel waren wohl ursprünglich Lieder. Der Ohrwurm, den ich eben erwähnte, kam mir ins Ohr, als ich einen Psalm las, der wohl gut 2500 Jahre alt ist und entstand, als das Volk Israel im Exil in Babylonien war. Ein großer Teil des Volkes war dorthin verschleppt worden, in das Zweistromland an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris. Heute ist dort der Irak.

Dort entstanden diese Worte:

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten,
wenn wir an Zion gedachten.
Unsere Harfen hängten wir

an die Weiden dort im Lande.

Denn die uns gefangen hielten,

hießen uns dort singen und in unserm Heulen fröhlich sein:

»Singet uns ein Lied von Zion!«

Wie könnten wir des HERRN Lied singen
in fremdem Lande?

Vergesse ich dich, Jerusalem,

so verdorre meine Rechte.

Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,

wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem

meine höchste Freude sein. (Psalm 137,1-6)

Auch wenn sich das vielleicht ungewöhnlich anhört: Das ist ein Streik-Lied! Die nach Babylon Verschleppten erzählen mit dem Lied, dass sie ihre Musikinstrumente an die Bäume hängten, weil die Harfen Musikinstrumente für Lieder der Freude ist und ihnen nicht danach zu Mute ist. Sie sitzen am Fluss und weinen. Sie weinen, weil sie in der Fremde an ihre Heimat denken. Und da kommen diejenigen, die sie dort gefangen halten und sagen »Singt uns ein Lied von Zion!« – Ich kann mir vorstellen, dass sie vorher gehört hatten, wie ihre Gefangenen im fremden Lande Lieder von ihrer Heimat gesungen haben. Und das war so schön. Dann sollen sie doch mal. Nein, danach war ihnen aber nicht! Und außerdem waren es Lieder, die mit ihrem Glauben an Gott zu tun haben – die können sie nicht einfach so singen, wenn es nicht zum Anlass passt.

Und wenn ich darüber nachdenke, denke ich an Menschen in der Fremde über all die Zeiten seit dem Exil in Babylonien bis heute. Wenn andere sagen: Ihr habt doch so schöne Musik, macht doch mal. Ich denke an die Rhythmen der in die Sklaverei verschleppten in Brasilien und das »Let my people go« der Sklaven in Nordamerika. Aber auch an die Orchester in den KZs.

Und an indigene Völker, deren Rechte missachtet werden, aber die dann doch gerne schöne Musik und Tänze aufführen dürfen. Und an Menschen auf der Flucht, die in düsteren Momenten, wo

unterwegs alles ausweglos scheint, Lieder der Heimat singen – und dann auch wenn sie angekommen sind in der Fremde und denen oft ein kalter Wind entgegenweht: Ihr seid hier nicht willkommen. Eins, was sie dann doch manchmal dürfen, ist ihre Musik zu spielen. Das tun sie dann auch, auch dann, wenn ihnen eigentlich nicht danach zumute ist.

Für all diese Menschen über die Jahrtausende steht dieses Lied in der Bibel: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten. Und es erinnert an alle, denen es so geht und verleiht ihnen eine Stimme. Damit hilft dieses Lied, diese Stimmung auszudrücken und wird so als ein trauriges Lied zugleich ein Lied der Hoffnung und des Aushaltens, ja des Widerstands. Dann denke ich auch an die Maids, ja sie werden in Hong Kong noch Hausmädchen genannt. Ich sah sie dort am Sonntag im Zentrum der großen Stadt. Saßen zusam-

men und manche sangen ihre Musik. Ich denke an den Seemann von den Philippinen an Bord, der in der Fremden Welt an Bord irgendwo im Ozean voller Inbrunst zum Karaoke den alten Song singt: By the Rivers of Babylon... und dabei an die Wasser denkt auf denen er unterwegs ist – und an die Lieder der Heimat. Das war mein Ohrwurm... – wer es nicht kennt: In den 70ern war es ein Hit von Boney M.

Und diese Lieder, das von Boney M., das der Seemann singt, und das Lied aus Psalm 137 sind traurige Lieder voller Sehnsucht. Doch gerade so steckt auch Protest darin: ich finde mich nicht ab mit dem, wie es ist. Und Kraft steckt darin. Kraft zum Durchhalten und zum Hoffen. Damit sind es auch Lieder des Glaubens. Sie verbinden die, die sich in der Ferne traurig fühlen mit dem, was Kraft und Hoffnung gibt, und damit auch mit Gott. Amen.



(12) Schwellen-Momente. (Lk 4, 16-30)

Stephanie Hecke, Pfarrerin der Württembergischen Landeskirche und Referentin für theologische Grundsatzfragen im Präsidialbüro der Diakonie Deutschland

Die Schwelle ins Elternhaus gleicht einem magischen Ort. Egal wie alt wir sind – sie weckt Erinnerungen an vergangene Zeiten: An die Melodie von »Der Mond ist aufgegangen«, den Duft von frischgebackenem Apfelkuchen. Oder auch an Tränen und die Stille des Abends.

Es macht etwas mit uns, zurückzukehren. Die Schwelle zu übertreten, hinein in Räume und Gerüche, die längst vergessene Gefühle in uns wachrufen. Die Schwelle führt uns dorthin, wo wir herkommen. Sie bleibt – auch wenn wir erwachsen werden.

Aber eines verändert sich: Wir können unser Verhältnis zu diesen Räumen und Menschen, zu diesen Erinnerungen reflektieren. Vielleicht können wir sogar – durch neue Perspektiven, die das Leben uns geschenkt hat – eine neue Haltung einnehmen.

Der Evangelist Lukas erzählt uns auch von solch einer Schwelle. Jesus kehrt zurück in seine Heimatstadt, nachdem er zuvor im Land umhergezogen war, Menschen heilte, Gemeinschaft schenkte, durch seine Worte und Taten Gottes Liebe erfahrbar machte. Aus diesem Erzählabschnitt stammt das geflügelte Wort »Der Prophet gilt nichts im eigenen Land.«

Der Weg zurück nach Nazareth ist für Jesus eine Schwellensituation. Eine, die ihn definiert und festlegt, die ihm sagt, wer er sein darf und wer nicht.

16 Und er kam nach Nazareth, wo er aufgewachsen war, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbat in die Synagoge und stand auf, um zu lesen.

17 Da wurde ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und als er das Buch auftrat, fand er die Stelle, wo geschrieben steht:

18 »Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und die Zerschlagenen zu entlassen in die Freiheit

19 und zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.«

20 Und als er das Buch zutat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen in der Synagoge sahen auf ihn.

21 Und er fing an, zu ihnen zu reden: Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.

22 Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich über die Worte der Gnade, die aus seinem Munde kamen, und sprachen: Ist das nicht Josefs Sohn?

23 Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet mir freilich dies Sprichwort sagen: Arzt, hilf dir selber! Denn wie große Dinge haben wir gehört, die in Kaper-naum geschehen sind! Tu so auch hier in deiner Vaterstadt!

24 Er sprach aber: Wahrlich, ich sage euch: Kein Prophet ist willkommen in seinem Vaterland.

25 Aber wahrhaftig, ich sage euch: Es waren viele Witwen in Israel zur Zeit des Elia, als der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate und eine große Hungersnot herrschte im ganzen Lande,

26 und zu keiner von ihnen wurde Elia gesandt als allein nach Sarepta im Gebiet von Sidon zu einer Witwe.

27 Und viele Aussätzige waren in Israel zur Zeit des Propheten Elisa, und keiner von ihnen wurde rein als allein Naaman, der Syrer.

28 Und alle, die in der Synagoge waren, wurden von Zorn erfüllt, als sie das hörten.

29 Und sie standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt gebaut war, um ihn hin-abzustürzen.

30 Aber er ging mitten durch sie hinweg.

(Lukas 4,16-30)

Die Konfrontation mit dem Anspruch auf Wahrheit polarisiert. Sie fordert heraus, sie führt zum Streit – und sie endet im Versuch, Jesus zu töten. Für die Menschen in der Synagoge müssen seine Worte wie eine bodenlose Anmaßung, mehr noch, ja wie eine Gotteslästerung geklungen haben.

Größer als Elia und Elisa? Größere Wunder als die ehrwürdigen Propheten? Zorn braust auf, die gespannte Stille verwandelt sich in Lärm: *Raus mit ihm aus unserer Mitte!*

Da ist sie also wieder, die Schwelle. Jesus hat nicht nur die Schwelle zu seiner Heimat übertreten, sondern auch die Schwelle der Erwartungen, der religiösen Tradition. In den Augen und Ohren der Zuhörenden geht er über die Schwelle des Sagbaren hinaus. Was für eine Provokation! Hat er keinen Respekt vor den Propheten? Wie kann er sich nur über sie stellen?

Wenn ich heute einen Blick in die Tageszeitung werfe, in den sozialen Medien scrolle oder Gespräche in der Bahn mitverfolge, stoße ich auch dort auf Schwellen – ausgesprochene, umkämpfte, subtile Schwellen. An vielen Orten unserer Gesellschaft verlaufen heute solche Schwellen: an politischen Grenzen, in Familien, zwischen Generationen oder religiösen Weltanschauungen.

Ein Beispiel dafür ist das Thema Migration und die Debatten, die wir als Gesellschaft darüber führen: über Geflüchtete verschiedener Kategorien, über »berechtigte« Kriegsflüchtlinge und vermeintlich »unberechtigte« Wirtschaftsflüchtlinge. Über Aufnahmekapazitäten, über die Unterscheidung zwischen »wir« und »die«, über Verteilungskämpfe.

Und ich denke: Auch hier hat das Bild der Schwelle eine große Bedeutung. Eine Schwelle markiert zwei Seiten – so, wie es auch in unserer Gesellschaft unterschiedliche Haltungen gibt.

Da sind die, die sagen: *Wir schaffen das! Wir wollen und brauchen Migration. Das Problem ist nicht, dass Menschen zu uns kommen, sondern dass wir zu wenig Integration ermöglichen.* Und da sind die, die sagen: *Wir haben uns überfordert. Jetzt muss Stopp sein.* Beide Perspektiven driften zunehmend auseinander. Verständigung, das gemeinsame Suchen nach einem guten Weg, wird schwieriger.

Wie finden wir daraus einen Ausweg? Gerade dann, wenn wir uns schon lange für eine Seite

engagieren – für Rettungsschiffe im Mittelmeer spenden, Geflüchteten Deutschunterricht geben, Türen und Herzen in der Nachbarschaft öffnen?

Vielleicht kann das Bild der Schwelle ein Kompass sein, um neue Wege zueinander zu finden. Was mir daran gefällt: Die Schwelle existiert nur, weil es zwei Seiten gibt. Es gibt nicht die eine richtige Seite. Beide Seiten eröffnen eigene Sichtweisen. Je nachdem, wo wir auf der Schwelle stehen, eröffnen sich unterschiedliche Perspektiven – die geprägt sind von Lebenserfahrungen und Lebensgeschichte. Im Bild gesprochen: Unterschiedliche Lebensgeschichten, Erfahrungen und Gefühle prägen, wie wir an Schwellen-Themen herangehen.

Gehen wir noch einmal zurück zu Jesus in der Synagoge. Er steht an der Schwelle seiner Herkunft. Und er steht an der Schwelle seiner Identität. Er offenbart, wer er ist: der Gesalbte, der Erwartete, der Heilsbringer. Damit überschreitet er die Grenzen des Gewohnten und er mutet den Menschen um ihn herum viel zu. Er wusste wohl, dass seine Botschaft nicht überall auf offene Ohren stoßen wird. Er verwirft die Tradition nicht, aber er erweitert sie, erfüllt sie – so, wie Christinnen und Christen später bekennen werden, dass in ihm Gottes Verheißung vollendet ist: Er offenbart sich als der, der Leben schenkt. Der Licht ins Dunkel bringt, Freude den Betrübten, Gemeinschaft den Ausgeschlossenen, Heilung den Kranken, Brot den Hungrigen, neue Perspektiven den Blinden. Er offenbart sich als der, der alles neu macht.

In Jesu Vorbild wünsche ich mir heute Menschen, die Schwellen überqueren – in der Kirche, unter uns Christinnen und Christen, in der Gesellschaft. Ich wünsche mir, dass wir die Schwellen in unserer Zeit achtsam wahrnehmen, ohne vor ihnen zurückzuschrecken. Dass wir Respekt vor der jeweils anderen Seite haben – weil dort Menschen stehen, mit Herz, Seele und einer Lebensgeschichte wie du und ich. Diese andere Meinung und Haltung müssen wir nicht teilen, auch nicht für gutheißen. Aber die unbedingte Achtung vor dem Menschen selbst ist der einzige Weg, damit Schwellen nicht zu Mauern werden.

Ich wünsche mir in diesen Tagen Menschen, die Schwellen überqueren. Menschen, die mit Worten und Haltung neugierig und offen sind und bleiben, die andere Perspektive zu hören und zu sehen – ohne die eigene Haltung und die eigenen Werte aufzugeben, sondern gerade durch diese Begegnung mit anderen an ihnen festzuhalten.

Ermutigt von der Erzählung Jesu halte ich daran fest:

Es gibt einen,
der Zorn in Fürsorge verwandelt,
Hass in Liebe,
Streit in Versöhnung;
einen,
der die Armen speist,
die Kranken heilt,
die Trauernden tröstet;
einen,
bei dem es keinen Aufnahmestopp gibt.

Wie Jesus damals mitten durch die aufgebrachte Menge hindurchging, so geht er auch heute mit uns auf dem Weg hin zu Verständigung und Versöhnung.

Mit dieser Haltung will ich den Schwellen meines Lebens und unserer Gesellschaft begegnen. Segen für deine Schwellen-Momente! Amen. 

(13) Der Frieden ist tot. (1. Mose - Gen - 8, 21.22)

Alexander Höner, Pfarrer in der Arbeits- und Forschungsstelle »Theologie der Stadt«, Berlin

Der Frieden ist tot.

Und wir können ihn nicht mehr wecken.

»Wovon träumt der Frieden eigentlich?« Das haben sich Berliner Konfis gefragt, als sie auf das diesjährige Plakat der Friedensdekade schauten: »Komm den Frieden wecken«, steht nämlich drauf. Aber was, wenn der Frieden gar nicht schläft, sondern wenn der Frieden schon tot ist?

Ich merke jedenfalls, dass für mich der Frieden gestorben ist. Ich merke, dass ich das ganze Ge- rede darüber nicht mehr ertrage. Wir hoffen auf Frieden. Wir singen und beten für Frieden. Wir veranstalten Konferenzen für den Frieden. Aber das alles bringt nichts. Täglich sterben unnötig Menschen. Der Frieden kommt nicht. Weil er eben tot ist. Schon ganz lange. Wann ist das genau passiert?

Es gab eine Zeit, da hat Gott gedacht, dass er das mit dem Frieden noch hinkriegt. Und zwar wenn er uns nur hart genug bestraft. Dann würden wir schon friedlich werden. Er schickte damals eine Sintflut, und Noah baute die Arche. Als das Wasser verschwand, passierte folgendes: »Und Gott sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« (Gen 8,21-22)

Gott hat uns da aufgegeben. Also zumindest unseren Idealzustand, das, was uns eigentlich möglich wäre. Friedlich miteinander zu sein. Im Kleinen wie im Großen. Täglich scheitern wir daran. Weil wir Böses im Herzen tragen.

Weil wir Waffen bauen, immer mehr, und uns wundern, dass sie nicht nur zur Verteidigung, sondern von einigen auch zum Angriff genutzt werden. Weil wir es nicht hinkriegen, den Reichtum auf der Welt gerecht an alle zu verteilen. Und der größte Brocken in unserem Herzen: Weil es uns so schwer fällt, auf das zu verzichten, was wir einmal erreicht haben. Es ist so sauschwer unsere Privilegien loszulassen. Das ist eine menschliche Grundeigenschaft. Seit Noah, seit immer.

Deshalb hat Gott den Frieden sterben lassen. Den großen, den allumfassenden Frieden. Weil er die Habgier, den Neid und das Machtstreben uns nicht ausreden konnte. Auch mit der Sintflut nicht. Deshalb gibt es bis heute alles nur im Wechsel. Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht und eben auch Krieg und Frieden. Und das muss man erst einmal akzeptieren. Dass der allumfassende Frieden unter uns nicht zu haben ist. Zumindest jetzt nicht und die nächsten Jahrhunderte auch nicht. Erst ganz am Schluss.

So, was machen wir jetzt mit dieser traurigen Erkenntnis? Müssen wir den Wechsel von Krieg und Frieden einfach so hinnehmen und aushalten? Ich glaube ja. Aber ist das nicht ganz schön deprimierend? Ja, ist es. Aber auch entlastend. Denn noch viel trauriger ist es, einem Ziel entgegen zu laufen und zu wissen, es nie erreichen zu können. Dann wäre nämlich alles Sprechen darüber, Beten dafür und Hoffen darauf leer.

Ich sehe gerade keinen anderen Weg. Gerechtigkeit first. Nicht zufällig steht sie bei diesem Dreiklang ganz vorne: »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung«. Ohne Gerechtigkeit kein Frieden. Solange wir nicht aufhören, in allen Lebensbereichen immer siegen, immer stärker sein zu wollen und unser Leben auf den Schultern von anderen leben, solange wird es keine Gerechtigkeit und somit auch keinen Frieden geben. Solange wir Wirtschaftsformen unterstützen, die das rücksichtslose Siegen auf abstruse Weise belohnen, ist der Frieden tot. Solange Menschen deshalb fliehen müssen und sterben, ist der Frieden begraben. Es wird immer jemanden geben, der stärker, reicher, mächtiger auf Kosten von anderen sein will und dem jedes Mittel dafür recht ist.

Was uns bleibt, ist, dass wir – jede und jeder von uns – da, wo wir es können, immer wieder »kleine« Gerechtigkeiten schaffen und den »kleinen« Frieden wecken. Auch wenn er noch so zerbrechlich ist. Auch wenn es nur eine kleine Geste ist wie das Hand-Ausstrecken für eine Entschuldigung. Oder ein Kreuzchen beim Wählen. Oder ein Rettungsschiff auf dem Mittelmeer. Der kleine Frieden ist immer möglich, der lebt. Deshalb hat Gott nach der Sintflut den Regenbogen erschaffen, der uns genau daran erinnert. Der Frieden ist tot, es lebe der Frieden. Amen. 

(14) Flüchtlingsrequiem. (Jes 58, 6-10)

Pastorin Dietlind Jochims, Flüchtlingsbeauftragte der Nordkirche, Hamburg

Jesaja 58, 6-10

6 Nein – ein Fasten, das mir gefällt, sieht anders aus: Löst die Fesseln der Menschen, die man zu Unrecht gefangen hält, befreit sie vom drückenden Joch der Sklaverei und gebt ihnen ihre Freiheit wieder! Schafft jede Art von Unterdrückung ab!?

7 Teilt euer Brot mit den Hungrigen, nehmt Obdachlose bei euch auf, und wenn ihr einem begegnet, der in Lumpen herumläuft, gebt ihm Kleider! Helft, wo ihr könnt, und verschließt eure Augen nicht vor den Nöten eurer Mitmenschen!?

8 Dann wird mein Licht eure Dunkelheit vertreiben wie die Morgensonne, und in kurzer Zeit sind eure Wunden geheilt. Eure barmherzigen Taten gehen vor euch her, und meine Herrlichkeit beschließt euren Zug.?

9 Wenn ihr dann zu mir ruft, werde ich euch antworten. Wenn ihr um Hilfe schreit, werde ich sagen: »Ja, hier bin ich.« Beseitigt jede Art von Unterdrückung! Hört auf, verächtlich mit dem Finger auf andere zu zeigen, macht Schluss mit aller Verleumdung!?

10 Nehmt euch der Hungernden an und gebt ihnen zu essen, versorgt die Notleidenden mit allem Nötigen! Dann wird mein Licht eure Finsternis durchbrechen. Die Nacht um euch her wird zum hellen Tag.

Liebe Alle, schön, dass ihr da seid. Schön und wichtig.

Licht und Finsternis, das sind nicht nur physikalische Begriffe. Licht und Finsternis, das Bild sagt auch etwas aus über das Klima des Miteinander-Lebens, über Humanität oder fehlende Menschlichkeit. Von Licht in der Dunkelheit lebt dieses Requiem, kleine Lichter entlang der Liste der vielen Toten.

Licht und Finsternis. Licht in der Finsternis. Oder Finsternis, die wahrhaft dunkel ist. In was für einer Zeit leben wir? Ist es Licht? Ist es dunkel? Und woran messen wir das?

In einer jüdischen Legende fragt ein Schüler den Rabbi: Wann überwindet der Tag die Nacht? Was ist die Stunde des Morgenglanzes? Ist es dann, wenn man ein Schaf von einem Hund oder einen

Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann?

Die Antwort des Rabbis: Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blickst und dir ein Licht auf geht und du erkennst: Ich sehe meine verletzte Schwester oder meinen verletzlichen Bruder. Bis dahin ist Nacht noch bei uns.

Es sind migrationspolitisch erbärmliche Zeiten. Finstere Nacht. Nicht nur beklagen wir wie jedes Jahr die vielen Toten auf den Migrationsrouten, denen Europa die Rettung verweigert hat, sondern deutlich wie nie zuvor werden Geflüchtete bekämpft.

Don't shoot us!

Aber es wird geschossen. Auf Helfende und Flüchtende.

Zwar hat bisher kein europäischer Beamter den Finger am Abzug. Aber die Waffen werden geliefert, die Schützen werden ausgebildet, die Milizen lässt man gewähren. Europa lässt nicht nur sterben. Europa arbeitet für das Sterben. Nicht nur, was die Seenotrettung angeht. Abschottung, Ausgrenzung, Drohungen, Angstmache, Stadtbild-Diskussionen. Nichts von dem macht das Leben heller. Wo wird in das Gesicht eines Menschen geblickt und darin ein Bruder, eine Schwester erkannt? Es wird dunkel. Für Geflüchtete oder Menschen, die aussehen, als könnten sie welche sein. Für die, die als »anders« gesehen werden. Und im Endeffekt für uns. Für uns alle. Unsere Politik lässt es dunkel bleiben, dunkel werden.

Und nicht nur die Politik. Die Globalisierung der Gleichgültigkeit in der Gesellschaft, die hatte Papst Franziskus bei seinem Besuch auf Lampedusa 2013 angeprangert. Eine Globalisierung der Ohnmacht sei daraus erwachsen, sagt Papst Leo 2025. Eine Haltung, die angesichts des Gefühls, dass wir doch nichts wirklich tun können, Gefahr läuft, gar nichts mehr zu tun, zu resignieren.

Und ich denke weiter, es gibt dazu inzwischen auch eine Globalisierung der Abgrenzung, der Feindseligkeit, des Misstrauens. Ob Gleichgültigkeit, Ohnmacht oder Misstrauen. Ich kann sie sogar nachvollziehen, diese Gefühle. Jeder kennt sie vermutlich von Zeit zu Zeit.

Niemand kann sich alle Not zu Herzen nehmen. Ohnmacht auszuhalten ist schwer, und doch gehört es dazu zu unserem Wirken, zu unserem Leben. Und selbst das Misstrauen, das so zersetzend sein kann, weil wir doch vertrauen möchten und müssen, um in dieser Welt nicht zu verzweifeln, selbst das Misstrauen kann ich manchmal nachvollziehen. Viel Vertrauen ist verloren gegangen in den letzten Jahren.

Gleichgültigkeit, Ohnmacht, Misstrauen. Sie sind nachvollziehbar, wir alle kennen sie. Nur: Sie machen unsere Welt nicht besser und kein bisschen heller.

Als Haltung, als Leitsterne, als Licht taugen sie nicht. Wir brauchen etwas anderes. Am besten mindestens genauso globalisiert. Der Prophet Jesaja beschreibt es in einfachen Worten.

»Löst die Fesseln der Menschen, die man zu Unrecht gefangen hält, befreit sie vom drückenden Joch der Sklaverei und gebt ihnen ihre Freiheit wieder! Schafft jede Art von Unterdrückung ab! Teilt euer Brot mit den Hungrigen, nehmt Obdachlose bei euch auf, und wenn ihr einem begegnet, der in Lumpen herumläuft, gebt ihm Kleider! Helft, wo ihr könnt, und verschließt eure Augen nicht vor den Nöten eurer Mitmenschen! Beseitigt jede Art von Unterdrückung! Hört auf, verächtlich mit dem Finger auf andere zu zeigen, macht Schluss mit aller Verleumdung! Nehmt euch der Hungernden an und gebt ihnen zu essen, versorgt die Notleidenden mit allem Nötigen!«

Das ist Gottesdienst! Das ist, wie Jesaja sagt »gottgefälliges Handeln«.

Freiheit. Sicherheit. Solidarität. Gerechtigkeit.

Schon vor fast 3000 Jahren war klar, dass SO die Welt, das Miteinander heller werden kann. Nicht mit Othering, Stadtbilddiskussionen, Sterben-Lassen.

Wir waren vor wenigen Wochen in Spanien, auch auf der kleinsten Kanareninsel El Hierro. Dort landet bei nur 8.000 dauerhaften BewohnerInnen die große Zahl der Boots-Flüchtlinge aus Westafrika an, 46.000 waren es letztes Jahr. Für die, die El Hierro nicht lebend erreichen, wird auf einem der drei Dorffriedhöfe eine Trauerfeier ausgerichtet, ein Grab bestellt. Neben den Gräbern der Dorfbewohner.

Für jeden wird eine Grabplatte, ein Stein gefertigt. Nach dem Namen wird geforscht. Und jedes Mal sind bei den Beerdigungen nicht nur überlebende Familienmitglieder anwesend, sondern Ersthelfer:innen vom Hafen, Besitzer der Restaurants an der Hafenmole, Inselbewohner, der Bürgermeister manchmal. Eine ältere Dame faltet für jedes Grab ein kleines buntes Boot.

Ein bisschen Würde, wenn auch posthum. So wie wir es mit diesem Requiem versuchen. Eine Erinnerung daran, dass jeder dieser Menschen einen Namen, eine Familie, Hoffnungen, Träume hatte. DAS macht unsere Welt etwas heller. Gemeinschaften, die Würde bewahren. Für die Toten – und auch für die Lebenden.

Die meisten Geflüchteten von El Hierro werden nach kurzer Zeit weiterverteilt. Auf der Insel gibt es kaum Perspektiven. Wir haben eine Ausnahme kennengelernt: Omar ist geblieben. Als Minderjähriger kam er von Guinea auf der Insel an und wurde quasi von El Hierro adoptiert. Jeder kennt ihn und grüßt ihn. Omar ist unverzichtbares Mitglied der Ersthelfenden, ist bei jeder Anlandung da. Er spricht elf Sprachen. Bald will er anfangen, bei der Polizei zu arbeiten. Als Dolmetscher. Für Geflüchtete. Zurückgeben möchte er etwas von dem, was ihm Gutes widerfahren ist, sagt er.

DAS macht unsere Welt etwas heller. Menschen, die zurückgeben, wenn sie Gutes erfahren haben. Die etwas wie ein Licht weitertragen. Vielleicht ist das essentiell dafür, dass Gott durch uns die Welt heller machen kann: Dass wir selbst erfahren haben, wie etwas gut wird. Dass wir selbst Licht in uns spüren. Die Quäker nennen es »das von Gott«, Gott in uns, ein göttliches Licht in jedem von uns. Das befähigt uns zu scheinen.

Spürt ihr, spüren Sie es manchmal? Dieses Licht? Das es warm macht in uns und heller in Herz und Kopf?

Wir sind alle dazu gedacht zu leuchten.

Nelson Mandela hat das in seiner Antrittsrede 1994 mit einem Gedanken von Marianna Williamson berühmt gemacht:

Wir wurden geboren, um die Göttlichkeit, die in uns liegt,

auf die Welt zu bringen.

Sie ist nicht nur in einigen von uns, sie ist in jedem!

Und indem wir unser eigenes Licht strahlen lassen,

geben wir anderen Menschen unbewusst die Erlaubnis

das Gleiche zu tun.

*Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind,
befreit unser Dasein automatisch die anderen.*

Wunderschön.

Und gleichzeitig: Dass unsere Welt heller wird, ist ja viel mehr als eine individualistische Tugendethik. Es ist eine gemeinschaftliche Aufgabe, eine gemeinschaftliche Verheißung. Vielleicht ist

es schwer, zu glauben, dass das gute Leben für alle möglich ist? Ja. Oft. Aber: Menschen entkamen den Sklavenhäusern dieser Welt, Herrschende wurden von den Thronen gestürzt. Menschen wurden aus dem Meer gerettet, wurden bewahrt vor dem Verhungern und Verdursten in der Wüste. Das war und ist möglich. Und wir kennen doch gar nicht die Grenzen des Möglichen.

Ich bin mir sicher, das »das von Gott« in allem, was lebt, wirken kann. Auch in uns. Und es wartet darauf, frei und sichtbar zu werden.

Amen.



(15) In den Augen eines neugeborenen Kindes spiegelt sich das Wunder des Lebens. Zwei Miniaturen zu Heiligabend

Henning Kiene, Pastor im Ruhestand

Erste Miniatur zum Heiligabend 2025.

In der Bahnhofsbuchhandlung, neben der Kasse, der Aufsteller wurde gut gefüllt mit grün-bunten Grußkarten zu Weihnachten, daneben Luftschlangenpostkarten zum Jahreswechsel, dazwischen – mit blau-rosa Schleife und geschwungenem Text – ein Gruß zur Geburt eines Kindes:

»In den Augen eines neugeborenen Kindes spiegelt sich das Wunder des Lebens.«

Der Atem stockt. Im Jahr 2025 – sagt die Statistik – ereignet sich dieses Wunder des Lebens weit über 436.000-mal, weltweit¹. Geburten unter automatisch gesteuerten Klimaanlage, Entbindungen im Gewimmel der Gassen namenloser Vororte, Niederkünfte in den Trümmern der Kriege unter freiem Himmel, Frauen bringen Kinder zur Welt, irgendwo in der Wüste am Rande der Fluchtwege und – natürlich – heute: Im Stall von Bethlehem.

Unter schweren Wehen sucht das Wunder des Lebens einen Weg in die Welt. Dieses Wunder geschieht heute – gerade hier in der Kirche – vor unseren Augen. Die Krippe in Bethlehem und die Geburt Jesu spiegeln das Wunder des Lebens in diese weihnachtlichen Tage hinein. Das Wunder des Lebens beginnt so:

»Und Maria gebär ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.« Lukas 2,7

Das Wunder des Lebens passt in die Krippe und die Augen Jesu werden zum Spiegel; wir tauchen in sie ein, atmen, feiern – wie und wo auch immer wir heute feiern, ob wir einsam sind, oder von wohlthuenden Menschen umgeben – ein Wunder, geraten in diese Geschichte hinein: Die Augen der Kinder dieser Welt sind heute auf uns gerichtet.

Der Atem stockt, einmal tief durchatmen, die Augen des Kindes sind so tief wie der winterliche Sternenhimmel und so geheimnisvoll wie das tiefe Meer. Voller Liebe und mit dem Willen angefüllt, dass das Wunder des Lebens sich erfülle.

Die Augen neu geborener Kinder wecken Vertrauen. Und die Krippe, die Weihnachten in der Mitte steht, zeigt diese Kinderaugen, der innige Blick schafft Rettung. Das ist Weihnachten: Ich sehe das Wunder, werde Teil davon und ahne ganz genau, was zu tun ist: Man gewährt Menschen eine Chance auf ihr eigenes Leben. Man lässt Menschen nicht verhungern, niemals ertrinken, auch nicht verdursten, das Wunder des Lebens lässt man nicht achtlos am Rande des Weges liegen. Punkt! Weil: jede und jeder aus diesem Wunder lebt.

So tief, so klar, ist der Spiegel, in dem sich das Wunder von Weihnachten zeigt. Denn: »In den Augen eines neugeborenen Kindes spiegelt sich das Wunder des Lebens.«

Zweite Miniatur zum Heiligabend 2025.

In der Bahnhofsbuchhandlung liegt die aktuelle Zeitung, eilige Hände greifen ein Exemplar, zahlen schnell. Die Menschen gehen zügig weiter. Die Zeitung meldet einen Angriff auf den Kindergarten an der Ecke, zeigt den Bombenkrater, der die Sandkiste aufgerissen hat, eine verbogene Schaukel steht am Rand, ein schwarz verbrannter Baum ragt auf. Kinder suchen Schutz, sitzen im U-Bahntunnel, finden Wärme in einem dicken Schlafsack. Keine Tränen, nur müde Augen, ein Lächeln huscht matt und schüchtern über das Kindergesicht.

Das Wunder neugeborenen Lebens verblasst viel zu schnell, wird überlagert von erwachsenen Gedanken und Taten, doch das Wunder des Lebens schlummert in der Tiefe, leistet Widerstand, richtet sich gegen die Verzweiflung, überlebt schwere Kriegs Nächte, bleibt dem Leben treu.

Wunder halten sich nicht an Fakten. In den Augen eines Kindes schimmert das Wunder des Lebens und verbreitet – oft nur zaghaft – eine Stimmung, die – häufig verborgen – die Hoffnung wachhält. Das ist Weihachten im Original der Bibel: Eine Nacht, viele Nächte, in der sich alle Hoffnung hartnäckig aufrichtet. In der Geburt Jesu erblickt das Wunder des Lebens das Licht der Welt.

Die Kinder dieser Welt werden für den Friedensnobelpreis 2026 vorgeschlagen². Die Kinder sind die Personen, so einer der Initiator:innen Bernhard Hanel, auf denen die Hoffnung ruht. Die Kinder seien natürlich nicht perfekt, darum wäre »der Friedensnobelpreis für alle Kinder keine romantische Verklärung, sondern würde uns allen eine existenzielle Frage stellen: Welche Welt wollen wir für die Kinder bauen?«³

In müden Kinderaugen schimmert eine Hoffnung, über matte Gesichter huscht der Rest eines Lächelns. Weihnachten, das Fest mit Jesu Geburt, zeigt, wie hartnäckig sich das Wunder des Lebens im Leben eingenistet hat. Weihnachten verleiht den Kindern dieser Welt schon heute den überfälligen Friedensnobelpreis, den Jesus schon trägt.

Eilig greifen die Hände nach der Zeitung, zahlen schnell. Die Menschen gehen zügig weiter. Die Zeitung meldet den Friedensnobelpreis, zeigt Kinder, die Sandburgen errichten und auf der Schaukel schaukeln, die den Kindergarten besuchen und nur noch Frieden lernen wollen, weil sie den Krieg der Erwachsenen schon viel zu lange kennen sind sie neugierig auf den Frieden, den ein Kind stiftet. Das Wunder dieses Lebens trägt einen Namen, den wir singen: »Christ der Retter ist da.«

Weihnachtsgebet 2025.

Wunder des Lebens,
dich bete ich an,
tauche ein in den
Glanz deiner Augen
und das tiefe Meer
deiner Liebe trägt mich.

Der Glanz deines Himmels,
leuchte mir, dass ich
dich erkenne,
dich das Wunder des Lebens.
Wunder des Lebens
bitte ich für mich,
so bitte ich dich,
dass ich nie allein
sondern für alle bitte.
Mache mich zu einem
Spiegel deiner Liebe.
für die Menschen
meiner Welt.
Verwandle das Leben,
breite dein Wunder aus,
Herzen wende,
dass sie Leben schenken,
dein Wunder mehrten.
Amen.

Anmerkungen:

¹ <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Geburten/geburten-aktuell.html> (gesehen am 08.12.2025).

² <https://nobelprize.worldchildforum.org/de> (gesehen: 10.12.2025).

³ <https://www.schweizer-illustrierte.ch/family/friedensnobelpreis-fur-alle-kinder-der-welt-862795?srsId=AfmBOoqbgrnlo1-Cdk5HzhFRl6wXcCRjlcXS5WsoqAm1q99ogU3jyTr> (gesehen 08.12.2025). 

(16) Macht's wie Gott. Werdet endlich Mensch! (5. Mose - Dtn - 28, 65-67)

Dr. Stephan Schaede, Vizepräsident im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)

Dtn 28, 65-67.

65 Dazu wirst du unter jenen Völkern keine Ruhe haben, und deine Füße werden keine Ruhestatt finden. Denn der HERR wird dir dort ein bebendes Herz geben und erlöschende Augen und eine verzagende Seele,

66 und dein Leben wird immerdar in Gefahr schweben; Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein.

67 Morgens wirst du sagen: Ach dass es Abend wäre!, und abends wirst du sagen: Ach dass es Morgen wäre!, vor Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und vor dem, was du mit deinen Augen sehen wirst.

Zum Weihnachtsfest die Ansage von Fluch aus dem 28. Kapitel des 5. Buches Mose. Mich verstört das. Ist das ein Akt geistlicher Schocktherapie? Welcher protestantische Weihnachts-Grinch kam auf die Idee, ausgerechnet diesen Predigttext in den Raum einer Predigtreihe zu stellen? Das ist Festsabotage pur. Ich möchte mich uneingeschränkt an dem Weihnachtswunsch: »Frohe Weihnachten!« freuen. All die Freude, die Hoffnung, das Herz, die Leidenschaft, die ihn erfüllt. Dieser Wunsch zehrt von »Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring Euch gute neue Mär«-Nachrichten. Aber nun kracht eine zerstörerische Ansage als Wort für das Fest in die Weihnachtseligkeit hinein.

Weihnachten 2025: Ist der geheime Lehrplan der? Eine durchgeknallte Kirche stößt mit einer harten Weihnachtsbotschaft vor den Kopf: Verfluchte Weihnachten! Gott wünscht uns ein verfluchtes Weihnachtsfest! Wofür soll das gut sein?

Dabei gibt es doch in diesem 28. Kapitels im 5. Buch Mose, das mit »Segen und Fluch« überschrieben ist, den ersten, den Segensteil. So viel besser passt der zu Weihnachten. Wunderbar plastisch gewinnt da der Segen Lebenspulsschlag, fein entfaltet bis in den letzten Winkel des Lebens hinein: Da ist vom gesegneten Vieh auf der Weide die Rede. Das passt in eine Weihnachtslandschaft mit lauter prächtigen Weihnachtsekeln und – Ochsen, und Schafen zumal hinein. »Gesegnet

wird sein Dein Korb und Dein Backtrog« lässt sich da nachlesen. Das nenn ich Weihnachtsansagen. Zwischen diesen Zeilen steigt einem doch der Geruch von weihnachtlichen Obstschalen mit Feigen und Früchten und von Kekstellern in die Nase. »Und Gott wird machen, dass Du Überfluss an Gutem haben wirst, an Frucht Deines Leibes« steht da schließlich geschrieben. Gutes und Geburtsfreuden, Freude an der Geburt eines Kindes. Das sind Ansagen – wie für das Weihnachtsfest geschaffen. Ein segensreiches erfülltes Panorama des Lebens. Gott ist angekommen in meinem, in unserem Leben, ist Mensch geworden. Auch Ihr seid geborgen in Gottes Menschlichkeit, in seinem Segen. Das ist die erste Ansage für den Weihnachtstag, aus der dann die zweite folgen kann: Macht's wie Gott. Werdet endlich Mensch!

Die Fluchkonturen aber des zweiten Teils des 28. Kapitels im 5. Buch Mose buchstabieren brutal das glatte Gegenteil aus, die grausame Situation nicht mehr länger Mensch sein zu können. Krasse Bilder einer Menschlichkeitsferne im Exzess, keine Ruhe, keinen festen Boden mehr unter den Füßen, ein auf Dauer gestellter Herzinfarkt, Du schaust durch blindgewordenen Scheiben des Lebens in ein Nichts hinein, eine Seele, die aufgibt, nichts als Gefahren links und rechts, Tag und Nacht Unsicherheit, kein Gott da, der dafür Sorge trägt, dass ich sicher wohne. »Morgens wirst du sagen: Ach dass es Abend wäre! und abends wirst du sagen: Ach dass es Morgen wäre!« Das heißt doch: Unerträglich, das Jetzt aushalten zu müssen. Du bist konfrontiert mit einer Zeit, die Du nicht totschiessen kannst, die aber Dich bei lebendigem Leibe totschielt. Jeder Augenblick des Lebens prügelt Dich, schlägt und schlägt auf Dich ein, aber Dein Los ist weiter zu vegetieren.

Was hat dieser Fluch mit Weihnachten 2025 zu tun? Mit Weihnachten als Gottes Kommen in die Welt schier gar nichts. Lebensqual als Quittung von Fluch kommt in den Weihnachtsdarstellungen, die mit Gott rechnen nicht vor. Denn Weihnachten feiert Gott als einen, der sich der Menschheit zuwendet, in sie hineinfährt, um sie menschlich werden zu lassen. Das 5. Buch Mose beschreibt in seinem zweiten Teil eben das glatte Gegenteil, den Fluch von Gott, der auf einem

Leben liegt, das taub für Gott ist, von religiöser Taubheit geschlagen ist.

Was hat dieser Fluch also mit Weihnachten 2025 zu tun? Als menschengemachter Fluch, als ein zynisch von menschlicher Hand gemachter Fluch, erschreckend viel. Boot für Boot im Mittelmeer, überquillend überdrängt von Menschen, von Kindern, eng an eng gequetscht, zerquetscht. Jeder Tag die Hölle, der die Nacht als Abgrund folgt. Leben in einem nicht zu ertragenden Jetzt auf See. Und Küstenwachen als Versenkungskommandos unterwegs. Augenblick für Augenblick, der Menschen auf der Flucht bei lebendigem Leibe totschießt, in ihren Hoffnungen, die sie aufbrechen ließen. Jeder Augenblick ein Augenblick, der sie prügelt, schlägt, auf sie einschlägt. Und es sind unsere Augen, die durch erblindete Scheiben von Europa her nicht sehen wollen, was da geschieht. Auf Europa liegt der Fluch versagter Gastlichkeit. Weit entfernt davon, dass ein Gott es wäre, der da flucht. Sogenannte politische Interessen wollen die, die nicht ertrunken sind, wie-

der zurückführen, die Geflüchteten ihren Feinden, der Lebensfeindlichkeit ausliefern.

Fluch, Weihnachten 2025, menschengemacht, menschengewollt, von Menschen für Menschen im Namen von Menschen, an Weihnachten 2025 auch da ein gottferner Fluch unterwegs. Ein Fluch von der Hölle gemacht den anderen zur Hölle gemacht.

Und aus einem verborgenen Winkel unseres Herzens entspringt hoffentlich eine Stimme, die aufhorcht, ein Funken, der unsere blindgewordenen Scheiben der Menschlichkeit zerspringen lässt. Weihnachten 2025 – seht doch endlich, hört doch endlich. Der, den ihr mit Eurem Herzen ein rein sanft Bettelein machen wollt, kann da – so ernst meint er's schon mit seinem Segen – doch nur Quartier nehmen, ohne dass es ihm sein göttliches Herz zerbricht, wenn ihr das eine beherzigt – macht's endlich wie Gott, werdet Mensch.

Amen.



(17) Die Welt zusammenfügen. (Offb 21,5 // Jahreslosung 2026)

*Dr. Nora Schmidt, Pfarrerin in der Kirchengemeinde Friedrichshain-Süd und
Schulpfarrerin in Berlin-Mitte*

Eine Frau. Nennen wir sie A. Sie wohnt in Berlin und hat ihr eigenes Leben. Alle ihre Bekannten und Freunde sagen es so: Du hast doch dein eigenes Leben. Deine eigenen Kinder. Deine Wohnung, dein Beruf. Vor Jahren, als die Kinder kleiner waren, ist sie immer mal wieder »nach Hause« gefahren, mit dem ICE quer durchs Land und dann, spätestens in der Regionalbahn, wurde ihr doch schwindelig und übel. Sie kehrte zurück in ein Zuhause, in dem niemand sie ansah, wo es jederzeit passieren konnte, dass jemand ein Urteil über sie sprach: ein *hässlicher* Haarschnitt, mit den Kindern machte sie dies und jenes *falsch* und überhaupt war sie zu *dick* geworden. Einmal wurden ihr alle Geschenke zurückgegeben, die sie ihren Eltern im Lauf ihres Lebens gemacht hatte. Abends weinte sie auf der Gästematratze, kuschelte ihr Gesicht an den Rücken eines Kleinkinds, das schlaftrunken in die Dunkelheit sprach: *Mama, nicht weinen.*

Seit vier Jahren war A. nun nicht mehr »unten«. Sie hat Geburtstage ignoriert und einen Brief geschrieben, dass sie nicht mehr kommt, aber im Notfall ansprechbar sei. Sie hat den Kontakt abgebrochen. Sie hat sich in Sicherheit gebracht.

Gott spricht: siehe, ich mache alles neu.

Neue Ansichten über das Leben, neue Rituale für Weihnachten und Geburtstag, neue Erziehungsgrundsätze und neue Essgewohnheiten, ein neuer Freund, noch ein neuer Freund, ein neuer Beruf, sogar eine neue Religion; sie hat sich taufen lassen. *Gott spricht: ich mache alles neu.*

Aber das Alte hat seine Macht nicht verloren. Innerlich schleppt sie alte Vorstellungen mit sich herum. Sie macht sich Sorgen über ihr Aussehen, wertet ihre Erfolge ab. Sie entschuldigt sich oft und hat viele harte Gedanken über sich selbst. Und überall und immer tauchen wie von selbst Männer auf, die sie dominieren und abwerten. Als hätte sie nicht neu angefangen. Als ginge das alte Lied einfach immer weiter. Und jetzt ist noch ein Schuldgefühl dazugekommen: Was fällt ihr ein, die Familie zu verlassen? Hat sie denn keinen Respekt vor ihrer alten Mutter? Keinen Anstand, kein Benehmen? Unübersehbar leuchtet ihr die Botschaft in Kinofilmen und Zeitschriften und auch in Gottesdiensten entgegen: Die Eltern ver-

lassen, das darfst du nicht! Und überhaupt, so schlimm war das alles doch auch nicht. Du musst langsam darüber hinwegkommen. Du bist schließlich erwachsen. Wenn Menschen in der Gemeinde ihre Lebensgeschichten erzählen, bleibt A. stumm. Sie hat das Gefühl, ihre Geschichte kann man nicht erzählen. Sie hält sich mühsam aufrecht und lebt ihr eigenes, ihr neues Leben.

Gott spricht: Ich mache alles neu.

Mir scheint, die Worte der Jahreslosung 2026 sind ziemlich voraussetzungsreich. Neuanfänge, das mag die kurze Geschichte von A. zeigen, sind kompliziert und anspruchsvoll. Wie kann es gelingen, Gott darin zu vertrauen, dass Er alles neu machen wird? Der Vers erregt außerdem Widerspruch, weil »das Neue« nicht vorbehaltlos und notwendig immer das Gute ist. Zurecht protestieren traditionsbewusste Menschen gegen eine Wegwerfmentalität und Konsumfreude, die nur das Neue wertschätzt.

In der Johannesoffenbarung steht der Lösungsvers im Zusammenhang der folgenden Verse:

»Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.«

Vielleicht erinnern Sie sich an eine Szene im Kinofilm *Titanic*, in der ein Priester diese Verse rezitiert und Menschen halten sich an ihm und an diesen Worten fest, während das Schiff untergeht. Im Untergehen halten sie sich fest an einer von Gott zugesagten Hoffnung auf Neuanfang. Auch der frühchristliche Prophet Johannes, der Autor des Textes, befindet sich in einer Notsituation

aufgrund des existenziellen Widerspruchs, in den Christen im römischen Reich im ersten und zweiten Jahrhundert gerieten. Johannes ist ein auf die Insel Patmos Verbannter. Er schreibt seine Offenbarung als Briefe an andere Christen im römischen Reich, die sich an seinen Worten festhalten und Hoffnung schöpfen.

Sagen lässt sich: Die Zusage Gottes: *Ich mache alles neu!* richtet sich zuerst an Menschen, die verzweifelt sind. An Menschen, die jetzt Angst haben oder die in ausweglosen Situationen feststecken. Aber wie kann sie an Plausibilität gewinnen, wenn sie nicht Jenseitsvertröstung bleiben soll? Oder nur ein schön klingendes Wort, das wir mit niedlichen Abbildungen illustriert verschenken und ein Jahr lang auf Kalendern und Postkarten ansehen, gut gemeint, aber ohne Relevanz für das Leben? Mit anderen Worten: Was bedeutet die Zusage, dass Gott alles neu macht uns? Wo wird dieses Versprechen eine konkrete Hoffnung, die uns wirklich berührt, anspricht und weiterbringt?

Ein Zugang dazu kann darin bestehen, Menschen zuzuhören, die Katastrophen überlebt haben. Menschen, die etwas vom Neuanfangen erzählen können. Zum Beispiel der Schriftstellerin Cordelia Edvardson. Die Autorin, die bis zu ihrem 14. Lebensjahr in Berlin-Siemensstadt und Grunewald lebte, ist heute nicht mehr sehr bekannt. Ein wenig ist an sie erinnert worden anlässlich der Neuauflage ihres 1984 zuerst publizierten Romans *Gebranntes Kind sucht das Feuer* im Jahr 2023, zu der Daniel Kehlmann ein Nachwort geschrieben hat. Der Roman ist ein Erinnerungsbuch über die Konzentrationslager aus der Perspektive einer Überlebenden, die von der Schoa als Teil einer Beziehungsgeschichte mit ihrer Mutter erzählt. Neben dem Roman hat Edvardson weitere Bücher geschrieben, die versuchen, die in Auschwitz zerrissene Welt »wiederherzustellen«. Edvardson findet hierfür ein jüdisches Motiv: *tikun ha olam*, das sie mehrfach erklärt:

»Unsere Barmherzigkeit ist unser unermüdliches Bestreben *tikun ha olam* – die Welt wiederherzustellen –, indem wir geduldig und gewissenhaft ihre Scherben aufsammeln. Wir werden uns an den scharfen Kanten schneiden, wir werden verzweifeln und wieder von vorn beginnen müssen. Das Werk der Barmherzigkeit, des Erbarmens, wird nie vollbracht werden, das liegt in der Natur der Sache, aber wir können den Boden bereiten für jene, die nach uns kommen.« (32)

An anderer Stelle schreibt sie:

»Es gibt ein hebräisches Wort, das uns gebietet *tikun ha olam* – die Welt wiederherzustellen. Vielleicht, wahrscheinlich, ist es unmöglich, die Welt nach Auschwitz wieder zusammenzufügen, aber wir können und müssen die Wunde offenhalten und dafür sorgen, dass sie nicht zu stinkendem, schwärendem Unrat wird.« (49f.)

Edvardson, die als Kind und Jugendliche überhaupt keine jüdischen Rituale erlebt hat, findet viel später in ihrem Leben, in der Liturgie des Pessach, eine Sprache für diese innere Aufgabe. Zusammen mit anderen Überlebenden erlebt sie die Pessachliturgie als ein Ritual, das dem Wiederaufbau der Welt dient. Im gemeinsamen Lesen, Erinnern und Essen wird die Welt, und sei es für die Dauer eines Abends, zu einer Welt, in der sie Person sein kann. Zentral steht die für sie als Neuheit erlebte Einsicht, dass es gut und bedeutsam ist, am Leben zu sein. »am Israel chai – das Volk Israel lebt«.

Cordelia Edvardson hat extremes Grauen erlebt. Ihre Erfahrung im Pessach und ihre Bücher, in denen sie erzählend und deutend *tikun ha olam*, die Scherben ihrer Welt zusammenfügt, ist trotzdem eine wertvolle Einsicht auch für Neuanfänge heute. Mehr als 120 Millionen Menschen sind in diesem Augenblick auf der Flucht. Eine kaum vorstellbar große Zahl unserer Mitmenschen hat ganz real und konkret das Zuhause verloren und steht vor der anspruchsvollen Aufgabe, irgendwo neu anzufangen. Cordelia Edvardson erzählt davon, dass es, selbst dann, wenn ein Mensch politisch und physisch in Sicherheit ist, alles andere als einfach ist, in der Welt zu Hause zu sein. Fast alles kommt darauf an, ob es Menschen gibt, die barmherzig mit uns sprechen und umgehen. Erst die barmherzigen Worte anderer Menschen machen die Welt zu einem Ort, an dem man leben kann, einem »Kosmos«. So verstehe ich die Vision des Verbannten auf Patmos: *Gott spricht, ich mache alles neu*. Die Zusage Gottes, er werde abwischen alle Tränen und alles neu machen, ist ein Ausdruck seines Mitgefühls mit dem Schmerz der Menschen. Es bedeutet das Gegenteil von *tabula rasa*. Es bedeutet, unsere Welt, da wo sie in Scherben liegt, neu zu schaffen. Und zwar wie? Mit demselben Mittel, das Er von Ewigkeit her nutzt. Das Wort der Barmherzigkeit.

Die Jahreslosung weckt mit dem verbannten Propheten Johannes auch die Erinnerung an eine Zeit, in der die Kirche sich ihrer selbst und ihrer Rolle in der Gesellschaft nicht sicher sein konnte.

Die Kirche war selbst verletzlich. Denke ich an die Gemeinden, die sich trösten lassen von den Visionen eines Geflüchteten oder an die Überlebenden, die mit Cordelia Edvardson Pessach feierten, erneuern diese Bilder und Erinnerungen meinen Glauben.

Ob Jerusalem kommt wie eine geschmückte Braut?

Ob Gott von einem Thron steigt und in einer Hütte bei den Menschen wohnt?

Ich weiß nicht, ob ich das glauben kann.

Aber ich spüre die Hoffnung, die sich gründet auf die Mitteilungen anderer trostbedürftiger Menschen, denen es gelungen ist - für die Dauer eines feierlichen Abends, bei der Lektüre eines guten Buches oder eines bedeutsamen Briefs, im gegenseitigen Verstehen - die Welt zusammenzufügen, sie zu einem Ort zu machen, an dem man weiterleben kann.

Ich treffe A. in einem Café vor der Kirche in Berlin Wedding. Sie erzählt davon, wie einsam sie sich immernoch oft fühlt und wie anstrengend es für sie ist, herauszufinden, wer sie ist, ohne sich auf die Gewohnheiten einer Familientradition abzustützen. Aber das mit den Schuldgefühlen habe sich entwickelt. A. holt einen Brief aus ihrer Tasche und legt ihn auf den Tisch. Sie lächelt nervös, aber sie wirkt auf eine ganz neue Weise sicher. Es ist der Brief, den ihr Großvater 1944 an seine Frau, A.s Großmutter, geschrieben hat, als diese mit dem dritten Kind schwanger in einem

Dorf im heutigen Tschechien wartete, während A.s Großvater, ein einflussreicher Nationalsozialist, in Berlin im Innenministerium am so genannten »Endsieg« arbeitete. Der Brief hat A. schockiert. Vor allem die Sprache ließ sie schaudern, die Kälte und Härte und Unmenschlichkeit, die Verdrehung von echten Werten in falsche; das verrückte Gerede über das tausendjährige Reich, während eine Frau mit zwei kleinen Kindern schwanger und allein aushält und, so vermutet A., auf ein Wort des Mitgefühls oder der Ermutigung von ihrem Mann gehofft hat. Sie spürt, dieser Brief, so unangenehm und schrecklich, geht sie etwas an. Sie erklärt es mir mit Tränen in den Augen: Sie hat Mitgefühl mit der Frau, die diesen Brief empfangen hat, mit ihrer schwangeren Großmutter. Und dieses Gefühl erlöst etwas in ihr. A. weint. Sie sagt, sie habe endlich begriffen, dass sie selber wirklich nicht Schuld hat.

Gott spricht: siehe, ich mache alles neu.

Er erneuert die Unschuld, die wir brauchen, um uns selbst und andere zu lieben.

Ich wünsche mir für das Jahr 2026, dass Kirche eine Gemeinschaft von Menschen ist, die einander dabei unterstützen, die Welt zusammenzufügen, da wo sie in Scherben liegt. Nicht mit Selbstgewissheit, sondern mit Barmherzigkeit, mit Mitgefühl und Hoffnung.

Amen.



Vier Schiffe – von uns, von euch, von allen Die Geschichte von United4Rescue

Ansgar Gilster¹, Vorstandsmitglied von United4Rescue

»Man lässt keine Menschen ertrinken. Hinter dieser Überzeugung steht ab sofort mit der *Sea-Watch 4* ein weithin sichtbares Ausrufezeichen!« – Heinrich Bedford-Strohm, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) steht an Deck des Schiffes, von dem er spricht. Hunderte Menschen sind am 20. Februar 2020 nach Kiel gekommen, um bei der Schiffstaufe dabei zu sein. Dicht an dicht stehen sie am Hafenbecken, bestaunen die über 60 Meter lange *Sea-Watch 4*, besichtigen Brücke und Maschinenraum, Kombüse und Krankenstation. Bald schon wird das ehemalige Forschungsschiff zum Rettungsschiff umgebaut sein, Bootsflüchtlingen² zu Hilfe kommen und Leben retten.

Wenige Monate zuvor, im Sommer 2019, war der Schiffskauf nur eine Idee gewesen. Wie wurde innerhalb kürzester Zeit daraus Realität? Wie begann die Geschichte von United4Rescue?

Der Kontext: Rechtsbruch als Realpolitik

Die humanitäre Situation an der europäischen Außengrenze ist verheerend. Tausende Menschen sind in den letzten Jahren im Mittelmeer ertrunken, die staatliche Seenotrettung ist eingestellt – und immer wieder verstoßen Küstenwachen und die EU-Grenzschutzagentur Frontex gegen geltendes Recht: durch unterlassene Hilfeleistung, durch das Zurückdrängen von Schutzsuchenden, durch Zusammenarbeit mit der sogenannten »Libyschen Küstenwache« oder gar – wie es in der Ägäis geschieht – indem sie Flüchtlinge auf dem offenen Meer aussetzen.

Die Situation für Flüchtlinge an Land unterscheidet sich davon kaum. Die Handlungsmuster gleichen sich. Die Polizeigewalt ist massiv. Schutzsuchende bleiben ohne Recht und Schutz, unversorgt und sich selbst überlassen – oder werden in dystopischen Haftzentren interniert. Von »Politikversagen« oder einer »Überforderung« kann längst keine Rede mehr sein. Seit Jahren schotten die europäischen Regierungen die Außengrenzen der EU immer dichter ab. Geltendes Recht wird unterlaufen und unverhohlen verletzt. Das Kalkül: Je größer die Not, desto weniger neue Schutzsuchende kommen. Daher vermeiden europäische Regierungen jeden Anschein von Hilfsbereitschaft. Doch diese Annahme ist nicht nur

zynisch, sondern auch falsch. Denn sie unterschätzt völlig die Not und Verzweiflung, aus der Schutzsuchende fliehen. In ein untüchtiges Schlauchboot setzt man sich nur, wenn das Not an Land größer ist als die Angst, zu ertrinken.

Die zivile Seenotrettung bekommt vor diesem Hintergrund besondere Aufmerksamkeit, weil sie eine besondere Rolle spielt. Sie leistet dort humanitäre Nothilfe, wo europäische Staaten ihrer Pflicht nicht nachkommen. Sie hält sich dort an geltendes Recht, wo europäische Staaten Recht brechen oder systematisch unterlaufen. Sie hält an Werten der europäischen Verträge fest, die in der Realpolitik an den europäischen Außengrenzen längst keinen Wert mehr haben. Sie leistet Widerstand, indem sie das Menschenrecht auf Leben verteidigt und geltendes Seerecht einfordert.

Der politische Druck auf die zivile Seenotrettung zeigt: Mit immer neuen Mitteln, Ermittlungsverfahren und Verordnungen werden die Hilfsorganisationen drangsaliert und kriminalisiert. Auf öffentliche Diffamierungen und Einschüchterungen folgten Strafverfahren gegen Besatzungsmitglieder wegen angeblicher Beihilfe zur illegalen Einwanderung. Verurteilungen gab es jedoch nie – Gerichte bestätigten stets das rechtmäßige Handeln der Seenotretter*innen. So wurde Bürokratie zur Waffe: Immer neue technische Vorschriften oder die willkürliche Auslegung bestehender Regeln dienen dazu, Rettungsschiffe festzusetzen. Die Beschriftung eines Lüftungsschachts oder die Anzahl von Toiletten und Schwimmwesten an Bord können zum Vorwand werden, ein Schiff für fahruntüchtig zu erklären. Wochen- oder monatelang bleiben Rettungsschiffe so im Hafen, die Organisationen werden zu Umbauten und langwierigen Gerichtsverfahren gezwungen. All dies kostet viel Geld – vor allem aber kostbare Zeit, in der Menschen sterben, weil keine Rettung kommt. Von der Drangsalierung sind ebenso die kleinen zivilen Aufklärungsflugzeuge betroffen, die aus der Luft Seenotfälle melden und Rechtsverstöße dokumentieren. Auch diese unabhängige Beobachtung wird behindert. Es soll keine Zeugen geben.

Die Geschichte unseres ersten Bündnisschiffes

Die Initiative für den Kauf eines zusätzlichen Rettungsschiffes und die Gründung von United4Rescue entstand im Sommer 2019. Bereits seit Anfang 2017 hatte die evangelische Kirche die zivile Seenotrettung mit Förderungen unterstützt und u. a. den Kauf des ersten Aufklärungsflugzeuges ermöglicht. Aus den Förderungen entwickelten sich Partnerschaften mit den Rettungsorganisationen, es folgten kirchliche Delegationsreisen ans Mittelmeer und gemeinsame Aktionen. Die Idee für ein kirchliches Rettungsschiff war mitunter Thema, schien jedoch immer außer Reichweite – zu komplex, zu riskant, zu aktivistisch.

Parallel zum Dortmunder Kirchentag 2019 spitzte sich vor Lampedusa die Situation auf der *Sea-Watch 3* zu. Über Wochen verweigerte der italienische Innenminister Matteo Salvini dem Rettungsschiff die Einfahrt in einen Hafen, bis die Zustände an Bord unhaltbar wurden. Das Thema Seenotrettung wurde so auch beim Kirchentag zentral: Kapitänin Carola Rackete sprach per Live-Schaltel zum Kirchentagspublikum; der EKD-Ratsvorsitzende appellierte an die Bundesregierung, die Geretteten von der *Sea-Watch 3* aufzunehmen; die Namen von mehr als 30.000 Toten der europäischen Außengrenze wurden in einem großen Trauermarsch durch die Dortmunder Innenstadt getragen. Und eine Großveranstaltung wurde kurzfristig angesetzt, zu der Leoluca Orlando als Bürgermeister von Palermo anreiste. Bei dieser Veranstaltung sprach eine Seenotretterin vor Tausenden Menschen die Idee des neuen Schiffes erstmals öffentlich aus:

»Wir wollen gemeinsam mit der Zivilgesellschaft, den Städten und Kommunen, der Kirche und euch allen ein Zeichen setzen und ein Schiff in das tödlichste Gewässer der Welt schicken. Ein Schiff der Gemeinschaft, der Solidarität und Nächstenliebe. Ein Schiff von uns, von euch, von allen.«

Damit war die Idee in der Welt und fand großes Echo: Presseberichte erschienen, eine Petition wurde gestartet und Tausende E-Mails gingen bei der EKD ein, dass die evangelische Kirche ein Rettungsschiff schicken möge. Intensive Beratungen folgten in kirchenleitenden Gremien, rechtliche Fragen wurden geprüft und die Machbarkeit mit den Rettungsorganisationen besprochen. Anfangs war es kein einfacher, einvernehmlicher Prozess, bis der institutionelle Mut gefunden und das Vertrauen zwischen allen Beteiligten gewach-

sen war. Die Wochenzeitung DIE ZEIT kommentierte später: »Das Kirchenamt hätte fast das Schiffsprojekt versenkt«, würdigte allerdings auch das Umsetzungstempo der Kirche als »rasant«.³

Und tatsächlich beweist die bemerkenswerte Zeitschiene am besten die Unterstützung für das zuvor noch nie dagewesene Vorhaben. Keine drei Monate vergingen vom Beschluss im Rat der EKD bis zum Schiffskauf. In Windeseile wurde der Verein United4Rescue gegründet und die Gemeinnützigkeit eingeholt. Jenseits üblicher Dienstwege wurde die Geschäftsstelle aufgebaut und eine bundesweite Spendenkampagne gestartet. Unter dem Motto »Wir schicken ein Schiff!« sammelten wir innerhalb weniger Wochen weit über eine Million Euro, ersteigerten erfolgreich das ehemalige Forschungsschiff *Poseidon* und überließen es der erfahrenen Hilfsorganisation Sea-Watch als Rettungsschiff. Bei seiner ersten Mission rettete es 354 Menschenleben.

Es sollte nicht bei einem Schiff bleiben. Mittlerweile haben wir vier sogenannte »Bündnisschiffe« in den Einsatz gebracht, die mit der gelben Flagge von United4Rescue am Mast im Mittelmeer unterwegs sind. Die Schiffe haben bislang weit mehr als 10.000 Menschen vor dem Ertrinken bewahrt. Und auch ein Flugzeug gehört zur Flotte von United4Rescue: Beim Kirchentag 2025 in Hannover wurde das erste Bündnisflugzeug getauft. Und ob im Mittelmeer, in der Ägäis, auf der Balkanroute, vor den Kanaren oder im Ärmelkanal: United4Rescue unterstützt schnell und unbürokratisch, wo Rettungseinsätze entlang der europäischen Außengrenze an fehlendem Geld zu scheitern drohen.

Neben dieser lebensrettenden Hilfe macht United4Rescue als großes Bündnis, die breite gesellschaftliche Unterstützung für die zivile Seenotrettung sichtbar und setzt sich politisch ein: Mehr als 1.000 große und kleine Organisationen haben sich United4Rescue als Bündnispartner angeschlossen, darunter Ärzte ohne Grenzen, der Koordinationsrat der Muslime, der Deutsche Gewerkschaftsbund und alle Pfadfinderverbände in Deutschland. Auch Kindergärten, Kirchengemeinden und viele Unternehmen sind dabei – vom großen Limonadenhersteller bis zum kleinen Milchbauernhof.

Es haben schon andere Rettungsschiffe auf den Weg gebracht. Doch mit United4Rescue ist es das erste Mal gelungen, dass eine Institution wie die evangelische Kirche Haltung nicht nur predigt, sondern handelt und Politik humanitär heraus-

fordert. Unsere Bündnisschiffe können nicht alle Ertrinkenden retten und ersetzen auch keine politische Lösung – und sie beantworten schon gar nicht die großen dahinterliegenden Fragen von Flucht und Migration. Doch sie retten Menschen das Leben. Und erinnern daran, dass Humanität damit beginnt, nicht wegzusehen.

Anmerkungen:

¹ Ansgar Gilster ist Mitgründer und Vorstandsmitglied von United4Rescue. arbeitet seit 2016 im Referat Migration und Menschenrechte für die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD).

² Menschen fliehen aus unterschiedlichen Gründen über das Mittelmeer. Zwischen den Begriffen Flucht und Migration ist dabei oft nicht eindeutig zu unterscheiden. Die Lebenssituation von Menschen ist meist komplexer als rechtlichen Kategorien und wie insbesondere die Genfer Flüchtlingskonvention den Flüchtlingsbegriff definiert. Oft kommen viele Faktoren zusammen, bevor Menschen ihre Heimat verlassen: Armut, Perspektivlosigkeit, Verfolgung, Gewalt, bis hin zu Krieg oder dem Verlust der Lebensgrundlagen.

³ Leitlein, Hannes: »Leinen los«, in: DIE ZEIT 34/2020. Online: www.zeit.de/2020/34/sea-watch-4-rettungsschiff-seenotrettung-evangelische-kirche



Verzeichnis der Autorinnen und Autoren (Selbstbeschreibung)

Heinrich Bedford-Strohm ist Vorsitzender des Weltkirchenrats und Extr. Prof. an der University of Stellenbosch und Hon. Prof. an der Universität Bamberg. Als EKD-Ratsvorsitzender hat er nach verschiedenen Besuchen auf Seenotrettungsschiffen und einem öffentlichen Aufruf zusammen mit dem Bürgermeister von Palermo Leoluca Orlando 2019 das Bündnis U4R mitgegründet und unterstützt weiter die zivile Seenotrettung.

Tobias Bilz ist Landesbischof der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens und lebt in Dresden. Menschen vor dem Ertrinken zu retten ist für ihn ein Gebot der Nächstenliebe. Aus diesem Grund sprach er vor einigen Jahren ein Segenswort bei der Indienstnahme des Rettungsschiffs der sächsischen Seenotrettungsinitiative Mission Lifeline.

Constanze Broelemann ist Journalistin und Pfarrerin. Ihr Arbeitsort ist Graubünden in der Schweiz. Ihr Interesse an United4Rescue kam, weil sie 2020 auf der ersten Mission der SW 4 auf dem Mittelmeer als embedded journalist dabei war.

Josephine Furian ist Pfarrerin für Migration & Integration im Sprengel Görlitz (EKBO) und Seelsorge in der Erstaufnahme Eisenhüttenstadt. Schutzsuchenden den Schutz zu verweigern und sie Tod und Gewalt auszusetzen ist menschenverachtend und Blasphemie. Es braucht sichere Migrations- und Fluchtwege. Ohne Bewegungsfreiheit gibt es keine Demokratie. Daher unterstütze ich die Seenotrettung von United4Rescue.

Florence Häneke ist Pfarrerin in der Gefängnis-seelsorge der EKBO und Post-Doc in der Praktischen Theologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Ehrenamtlich ist sie seit vielen Jahren im Themenfeld Grenzen, Flucht und Schutz von Menschenleben und – rechten aktiv, insbesondere zur Aufgabe der Kirchen. Sie sieht Seenotrettung als eine unbedingte Aufgabe der Kirchen in Europa an und unterstützt daher gerne United4Rescue. Besonders schön und kraftvoll ist insbesondere die Breite des Bündnisses, die Hoffnung gibt für eine Gesellschaft, die gemeinsam an einem Strang zieht.

Stephanie Hecke ist evangelische Theologin, Pfarrerin der Württembergischen Landeskirche und Diakoniewissenschaftlerin. Als Referentin für theologische Grundsatzfragen ist sie im Präsidialbüro der Diakonie Deutschland tätig.

Alexander Höner ist Pfarrer in der Arbeits- und Forschungsstelle Theologie der Stadt in Berlin, Wort zum Sonntag Sprecher, Mitgründer des digitalen Gottesdienstformats brot-liebe.net, unterstützt united4rescue, weil sie Leben retten und nicht nur darüber reden.

Jan Janssen, Inselpastor auf Wangerooge. An der Küste aufgewachsen, zeitweise Hafen- und Seemannspastor, sind mir die Gefahren der See deutlich vor Augen. Dass Menschen diesen Fluchtweg ergreifen, zeigt zugleich ihre Verzweiflung und unsere Verantwortung zu Hilfe und Rettung.

Dietlind Jochims, Pastorin in Hamburg, tätig als Flüchtlingsbeauftragte der Nordkirche, in der Kirchenasylbewegung und auch bei U4R. Seit fast 20 Jahren gedenken wir im November der Toten an den EU-Grenzen. Und weil das Gedenken an die Toten sich nicht trennen lässt vom Einsatz für die Lebenden, gehört United4Rescue unbedingt dazu zu unserem Engagement.

Henning Kiene, Pastor im Ruhestand unterstützt ehrenamtlich die Arbeit von United4Rescue, erarbeitet Hilfen für die kirchliche Praxis und verbindet kirchliche Einrichtungen mit dem Bündnis.

Andreas Knapp, katholischer Priester und Dichter, ist Mitglied der Ordensgemeinschaft der »Kleinen Brüder vom Evangelium« und lebt in Leipzig. Er engagiert sich seit vielen Jahren in der Flüchtlingsarbeit.

Laura-Christin Krannich ist Pfarrerin in Lutherstadt Eisleben. Die Begegnung mit Menschen, die aus ihrer Heimat fliehen mussten, gehört seit vielen Jahren zu ihrem Leben. In ihrer Arbeit als Pfarrerin im ländlichen Raum erlebt sie zugleich, wie wenig die Lebensrealitäten geflüchteter Menschen wahrgenommen werden – besonders im Zusammenhang mit dem neu entstehenden Abschiebegefängnis in ihrem Pfarrbereich.

Matthias Ristau ist als Generalsekretär der Deutschen Seemannsmission für die bundesweite und weltweite Arbeit der Seemannsmission verantwortlich, mit Sitz in Hamburg in der Welt unterwegs für Seeleute aus aller Welt. Er war vorher Pastor in Nordfriesland, Brasilien und in Kiel. Seeleute von Handelsschiffen retten Menschen aus Seenot – aber sie sind überfordert, wenn es zu häufig ist. Dafür muss es eine zivile Seenotrettung geben. Deshalb ist die Seemannsmission Mitglied bei United4Rescue.

Stephan Schaede, Pastor im Sonderdienst als Vizepräsident im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland. Seenotrettung von Menschen auf der Flucht – wenn das keine starke Predigtmotivation ist, dann weiß ich's nicht ...

Nora Schmidt ist Pfarrerin in der Kirchengemeinde Friedrichshain-Süd und Schulpfarrerin in Berlin-Mitte. Sie ist zudem Arabistin und Autorin bibelwissenschaftlicher Bücher mit gegenwartsbezogenem Ansatz, der sich an Einsichten der Psychoanalyse und Psychotraumatologie orientiert. Sie ist dem interreligiösen Gespräch mit dem Islam besonders verpflichtet und engagiert sich

für traumagerechte Theologie in der Gegenwart der Gemeinden.

Henry Schwier ist Fundraiser, Projektmanager und stellv. Leiter der Deutschen Seemannsmission e.V. in Hamburg. Seit Jahren in Sachen Kirche unterwegs als Dipl. Religionspäd./Diakon, Dipl. Diakoniewissenschaftler, Fundraiser, Organisationsentwickler, Notfallseelsorger und mehr.

Fabian Vogt ist Theologe, Schriftsteller und Kabarettist – und arbeitet mit halber Stelle bei midi, der Zukunftswerkstatt von Kirche und Diakonie in Berlin. 



Impressum:

Herausgeber des Sonderdrucks:

Zentrum für Gottesdienst- und Predigtkultur

Schlossplatz 1e | 06886 Lutherstadt Wittenberg

Anne Brisgen

E-Mail: info@predigtzentrum.de

www.predigtzentrum.de

Zusammenstellung durch das Gemeinschaftswerk

der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH

Frankfurt am Main

Verantwortlicher Redakteur, Innenteil: Uwe Gepp (V.i.Sd.P.)

Veröffentlicht in: epd-Dokumentation Nr. 14-15 / 2026

am 31. März 2026

Druck: Strube Druck & Medien GmbH

Foto Cover / Umschlaggestaltung: C. Melms (triagonale.de)

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:

Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH

Emil-von-Behring-Str. 3

60439 Frankfurt am Main

E-Mail: kundenservice@gep.de

**„MAN LÄSST KEINE
MENSCHEN ERTRINKEN.
PUNKT.“**

